Pol. g.
744 x/4

Pol. g. 744^xe
Perthes

Die alte und die neue Lehre über Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Ehe und Arbeit.

Für

Stadt und Land

faßlich dargestellt

von

Fr. Matth. Perthes,
Pastor in Moorburg.

Dritte Auflage.

Hamburg.
Perthes-Besser & Mauke.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Sollte dies Schriftchen den Leuten von Stadt und Land in die Hände kommen, so werden manche schon bei Ansicht des Titels erstaunen und fragen, giebt es denn über alle die wichtigen Dinge: Staat, Kirche, Schule, Ehe u. s. w. neben unsrer alten auch eine neue Lehre? es sind deren noch, denen dies, bei aller Macht, die das Neue schon gewonnen, doch bis jetzt noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist; sie leben noch ruhig in dem Alten dahin. Für diese insbesondere, ihnen die Augen zu öffnen, sind diese Aufsätze geschrieben. Andre mögten ähnlich fragen, weil sie in dem Neuen, theilweise wenigstens, befangen sind, ohne daran zu denken, daß es ein Neues ist, durch das ein Altes verdrängt wurde. Der Verfasser hat auch an sie gedacht, ihnen zur Klarheit zu helfen; nicht weniger an solche, die von

dem Alten und dem Neuen wissen, aber zwischen beiden unentschieden schwanken; damit sie das Alte noch einmal, in seiner ehrwürdigen Gestalt, nachdenkend beschauen und vor dem Neuen gewarnt werden mögten.

Thatsache aber ist, neben dem Alten hat sich ein Neues aufgethan; beide stehen sich als zwei feindliche Mächte gegenüber und kämpfen mit einander auf Leben und Tod. Keiner, der sich ein wenig umgesehen in der Zeit, läugnet das; den Andern, die still in ihrem engen Kreis für sich hinleben, kann es nicht verborgen bleiben, und darf ihnen nicht mehr verhehlt werden. Er muß durchgekämpft werden der Kampf unsrer Tage, und ein Jeder muß sich daran betheiligen, bis Eine von beiden Mächten die Oberhand gewonnen.

Es handelt sich nicht um Kleinigkeiten, nicht um Außenwerke, nicht um diese oder jene Einrichtungen, noch weniger um bloße Ansichten; der Gegensatz bezieht sich auf alle, vor allem aber auf die wichtigsten Dinge im Leben des Menschen und der Völker; nichts bleibt unberührt von ihm, denn er ist seinem innersten Wesen nach ein Gegensatz in der Gesinnung, in der **Grundgesinnung** der Menschen.

Je nachdem diese aber ist, so oder so, in mir, gewinne ich von allen Dingen, von den wichtigsten aber zuerst, eine total andere Anschauung und Ueberzeugung,

und werde ich getrieben mein Leben und mein Haus, wird ein Volk getrieben, Staat, Kirche und Schule, so oder so zu gestalten. Die Völker Europa's haben seit 1800 Jahren, getrieben von ihrer christlichen Gesinnung, eine christliche Anschauung von den Dingen gehabt und christlich ihr Leben zu gestalten gesucht. **Das soll nun anders werden**, weil in einer großen Menge aufgehört hat, und in immer mehren aufhört **die Gesinnung eine christliche** zu sein.

Von dieser Ueberzeugung über den Kampf unsrer Tage ist der Verfasser dieses Schriftchens ausgegangen; sie zu verbreiten unter denen, die noch nicht abgeschlossen haben, hat er die Feder ergriffen.

Was die Gegner betrifft, oder die, — denn mit Personen hat er es nicht zu thun, — in denen die ihm entgegengesetzte Gesinnung und Anschauung lebt, so erklärt er, daß er mit ihnen zu streiten, hin und wieder zu reden, keine Neigung hat, da er der Meinung ist, daß es zu Nichts hilft. Der Gegensatz liegt nicht in Ansichten des Kopfes, über die man sich verständigen könnte, sondern eben in der Gesinnung, in der Grund-Richtung der Seele; und diese und die aus ihr hervorgehenden Ueberzeugungen lassen sich wohl bekennen, aber streiten darüber führt zu keinem Ziel.

* * *

Warum der Verfasser in der Art und in dem Ton geschrieben, wie sich's dem Leser zeigen wird, und aus dem reichen Stoff diese Auswahl getroffen, wird sich dem Einsichtigen aus der, auf dem Titel angegebenen, Absicht „faßlich" zu sein, ergeben. Mögte ihm das gelungen sein; in Betreff der Gedanken hofft er es; über den Ausdruck, den Stil der Schrift, ist er nicht ohne Sorge, er fürchtet sie wird schwer zu lesen sein. Der Verfasser redet mehr, als er schreibt, und wenn er schreibt, denkt er sich seinen Leser persönlich gegenüber, kann ja aber doch die Stimme nicht wandeln und den Ton nicht ausdrücken in dem todten, geschriebenen Buchstaben. Sollte das Schriftchen Eingang finden in den Häusern von Stadt und Land, so mögte er die Hausväter bitten, es vorzulesen und dabei mit Ton und Stimme nachzuhelfen.

I.

Die Gesellschaft.

Wir finden unter uns und überall, wo Menschen als eine Gemeine im Kleinen und ein Volk im Großen mit einander leben, Unterschied unter ihnen, mancherlei Unterschied, auch des Standes und des Vermögens; so war es von Alters her zu allen Zeiten; jetzt in unsren Tagen ist das nun vielen Leuten nicht recht, sie zürnen darauf und wollen, das soll aufhören. Sie rufen ja Freiheit nicht nur, sondern auch Gleichheit. Wir haben bisher gedacht, das könne nicht anders sein auf Erden, das sei so in der Natur der Dinge gegründet, ja haben geglaubt, auch das sei eine göttliche Ordnung, es walte darin ein göttlicher Wille; wir meinten, gegen die Ordnung angehen sei eine Empörung gegen Gott den Herrn, jetzt denken und lehren die Leute nun ganz anders. Bedenken wir einmal genauer, wie es sich mit der Sache verhält.

Schauen wir zuerst hinein in unser Haus, in die Familie, die kleine häusliche Gemeine, sie ist ja die Grundlage zu der großen menschlichen Gesellschaft. Die Familie ist gewiß eine Ordnung, eine Stiftung Gottes; Mann und Weib, ihre Verbindung, die ist gewiß von Gott; und die Kinder, die aus dieser Verbindung entstehen — Kinder sind eine Gabe Gottes und Leibesfrucht ist ein Geschenk des Herrn; und die Dienstboten, die Magd, welche die Mutter, für die Küche und die Kinder, der Knecht, den der Vater für Haus und Hof bedarf, die gehören doch auch nothwendig und kommen von selbst durch den natürlichen Lauf der Dinge dazu. Diese Familie, diese kleine häusliche Gemeine, die ist gewiß eine Stiftung Gottes, nicht wahr?

Denkst Du, lieber Leser, „warum sprichst und schreibst du „so weitläufig darüber, das versteht sich ja von selbst?“ Gewiß, für einen gesunden Menschen-Verstand ist das von selbst klar und gewiß, und in früherer Zeit brauchte man das auch gar nicht erst zu zeigen; jetzt aber werden alle Gedanken der Menschen, und das mit Absicht, so verdreht und verwirrt, daß man die allereinfachsten Wahrheiten, die sonst jedes Kind wußte, erst aussprechen und nachdrücklich einschärfen muß, weil zu fürchten steht, daß auch die gesunden Köpfe könnten angesteckt und krank, und die klaren könnten verwirrt werden. Die Leute haben sich lange so klug gedünkt und zeigen sich jetzt wahrlich so dumm; es trifft da wieder ein das Wort: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.

Kehren wir nun zurück in unser Haus, in die Familie; da ist schon mancher Unterschied: Mann und Frau sind sich an Leib und Seel nicht gleich, und dieser Unterschied, der kann nicht aufgehoben werden. Das Weib ist darum nicht schlechter als der Mann, aber es ist, von allem Anderen abgesehen, der schwächere Theil und ordnet sich darum dem Manne unter; er ist, zwar in Liebe, aber doch der Herr im Hause. Ferner ist im Hause der Unterschied zwischen den Eltern, den Erwachsenen überhaupt und den Kindern; jene haben die Einsicht, den Verstand, die Erfahrung, diesen fehlt es noch mehr oder weniger daran, und sie beugen sich darum vor jenen. Da ist endlich der Unterschied zwischen der Herrschaft und den Dienstboten; der Hauswirth ist der Besitzer, dem Haus und Hof und Vermögen gehört, der Arbeiter bedarf und Lohn giebt. Das Gesinde hat kein Vermögen, oder hat es noch nicht; sie sind die Geringeren, sie dienen, empfangen Lohn dafür und müssen darum gehorchen.

Der Unterschied und die daraus entstehende Abhängigkeit und Unterordnung auf der einen und die Herrschaft auf der andern Seite ist im kleinen Hause schon, und ist da in der Natur der Dinge gegründet, ist von Gott gesetzt, und kann nicht aufgehoben werden; gleich machen die Menschen im Hause kann man nun und nimmermehr.

Weiter aber:

Die Familie ist eine kleine Gemeine für sich; sie steht freilich mit den größeren in Verbindung, hängt von den andern ab, steht unter Aufsicht der Behörde, der Obrigkeit; aber sie besteht doch für sich, ist, in gewissen Schranken, aber doch eine selbstständige Gemeine. In meinem Hause, da bin ich mit meinem Weibe Herr; da richten wir uns ein, wie es uns, unsrer Neigung, unsrer Natur zusagt, und Niemand hat

mir darein zu reden, wie ich Tisch und Stühle stellen, wie ich aufstehen und zu Bette gehen, meine Lebensweise ordnen soll; — ich kleide, ich behandle, ich erziehe meine Kinder, wie ich es für recht halte und vor Gott verantworten zu können glaube, damit sie werden, wie ich sie gern haben mögte, in dem Sinn, in der Natur, in dem Geist ihrer Familie. Ich habe mein Geschäft, und auch das richte ich ein, führe es, wie ich glaube, daß es für uns am besten sei, und wie ich es bei meiner Natur und der meiner Frau am besten kann. Ich habe mein Eigenthum, mein Vermögen, Haus und Hof und Geld und Gut, — und die sind mein, mein Eigenthum; ich verwalte dasselbe nach meinem Gefallen, so lange ich lebe, und für mein Sterben vererbe ich es auf meine Witwe, meine Kinder, und vertheile es im Testament nach meinem Sinn u. s. w. Kurz — die Familie ist eine selbstständige Gemeine; in meinem Hause bin ich ein freier Mann, ja in meinem Hause da heißt es: Freiheit! und diese Freiheit haben wir, zumal wir deutschen Völker, von je als ein köstlich Gut angesehen, und darüber sehr eifersüchtig gewacht. Was folgt aber, was entsteht daraus? Daraus entsteht nicht Gleichheit, sondern eine große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, der Häuser, der Familien. Die Kräfte, die Gaben und das Verhalten der Leute sind ja hier anders als dort; der Eine ist klug, dem Andern fehlt es am Verstande; der weiß die Erfahrung zu benutzen, der Andere bleibt ungewitzigt; dieser ist träge und schlaff, jener lebendig und fleißig; der ernst, jener leichtfertig; der sparsam, der Andere weitläufig und so fort. Hat jeder nun die Freiheit in seinem Hause, so entstehen daraus ganz verschiedene Zustände; bei dem Einen geht's vorwärts, — der Andere kommt zurück; — und der ganze Zustand des Hauses wirkt auf die Kinder, die darin aufwachsen, wirkt durch sie auf Enkel und Nachkommen fort; es entstehen reiche und arme, vornehme und geringe, feine und rohe, gebildete und ungebildete Menschen nnd Familien. Wo Freiheit ist, da hört die Gleichheit auf, soll Alles gleich sein, — wäre es möglich, — so müßte zuerst die Freiheit, die Freiheit in unserm Hause aufgehoben werden.

Ferner:

Der Acker muß doch bebaut werden, es muß Landleute geben, Bauern, und die müssen Knechte und Tagelöhner haben. Das Korn muß gemahlen, das Mehl gebacken werden; und vom Brod allein lebt der Mensch noch nicht, wir brauchen Dach und Fach, Kleider und Schuh; es muß Handwerker geben und diese brauchen Gesellen. Wir brauchen Waaren,

die bei uns nicht wachsen; der Caffee und der Zucker gedeiht hier nicht, und ich kann die Sonne nicht anders stellen und gehen heißen, als Gott es gethan; es muß Kaufleute geben, — die brauchen Schiffer und Fuhrleute, Matrosen und Capitaine; das Steuer kann nicht jeder regieren. Die Kinder sollen unterrichtet werden und etwas lernen; die Erwachsenen wollen Gottes Wort hören, es bedarf der Lehrer und Prediger. Es ist Aufsicht nöthig über uns alle, wir bedürfen eines Regiments — darum müssen Obrigkeiten sein, Rathsherren und Fürsten, und sie können ohne Soldaten und Unterofficiere und Generale nicht zu.

Als der Menschen noch weniger waren auf Erden, und sie so dicht nicht bei einander wohnten, da war alles noch einfacher — man brauchte die Vielen, Verschiedenen noch nicht. Abraham war Vater, König, war Priester und Hirte, Landmann, Handwerker und Lehrer, noch Alles in Einer Person; doch hatte er Knechte und einen Großknecht, Verwalter, den frommen Eliefer schon; je zahlreicher aber die Gesellschaft wurde, und je mehr sie sich entwickelte und ausbildete — und das soll sie doch — desto größer und mannichfaltiger ward der Unterschied. Den aufheben und Alle wieder gleich machen, heißt die Menschheit wieder zurückschrauben in ihre Kindheit — oder vielmehr sie zwingen dumm und wild zu leben, wie die Neger in Africa.

Der Unterschied ist da, und er ist ein wirklicher, ein Unterschied, der tief geht.

Der Landmann ist ein Landmann und ist kein Gelehrter; der Handwerker ein Handwerker und kein Kaufmann; der Gelehrte und der Kaufmann, sie sind keine Fürsten. Die Verschiedenheit besteht auch nicht darin nur, daß sie andere Arbeit, andere Geschäfte haben, — sie selbst, die Menschen, sind innerlich verschieden. Die Kinder, die aus dem Hause und dem Stande des Einen und des Andern hervor gehen — werden auch verschiedene Menschen; und soll ein Knabe ein Landmann werden, so muß er von früh auf anders erzogen werden, als wenn er ein Doctor oder ein Rathsherr werden soll. Der Gelehrte muß von früh auf hinter den Büchern sitzen und in der Stille studiren; — wenn der Landmann seinen Sohn in die Studirstube einsperren wollte, er würde einen schlechten Bauern daraus machen. Der Kaufmann darf auch nicht bei den Büchern sitzen; der muß, soll er etwas Tüchtiges werden, hinaus in die Welt, über See und Land und was hören und sehen. Der Fürstensohn, der Sohn eines Ministers, der einmal seinem Vater im Amte folgen soll, Land und Leute überschauen,

Gesetz und Verfassung geben, ein Volk regieren, der darf hinter dem Pflug nicht gehen und in der Werkstätte nicht arbeiten, der muß aufwachsen in größeren und großartigeren Verhältnissen. Der endlich würde ein schlechter General und Feldherr werden, der mit der Nadel auf dem Tische hätte nähen und mit dem Pfriemen das Leder bearbeiten müssen.

Zu jedem Stand gehört eine gewisse Natur; der Unterschied ist nicht äußerlich nur, er geht tiefer hinein.

Und doch ist es ein Unterschied nur, wie zwischen Mann und Frau; ich meine — der Eine ist darum nicht schlechter als der Andere — nur ein Mensch in andrer Art; — jeder hat seine besondere Gabe, sein besonderes Geschick, auch seinen besonderen Werth, der dem Andern fehlt. Dem Landmann z. B. fehlt Manches, was andere Stände haben und in Fülle; — aber der Landmann, der Stand desselben, die Landleute zusammen, sie tragen in sich Schätze, arbeiten Schätze — auch Wahrheit an den Tag, die man bei den Andern nicht findet. — Schreiber dieses hat 20 Jahre hinter den Büchern, zu den Füßen von gelehrten Herren gesessen, und hat da manches gelernt — ich könnte das nicht entbehren, wohl uns, daß es Gelehrte giebt. Nachher habe ich 20 Jahre nun fast unter den Landleuten und mit ihnen gelebt, und da Dinge gelernt, an ihnen, aus ihrem Stand, ihrem Leben — von dem die gelehrten Herren mir wenig oder nichts gesagt, weil — sie das nicht wußten; ich danke meinem Gott, daß ich nicht bloß die bunte Weisheit der Gelehrten, sondern auch das einfache, aber ächte und gediegene Gold habe kennen lernen, das der Stand und Verstand des Landmanns an den Tag fördert aus seiner Natur. Weh uns, wenn wir nur Gelehrte und keine Landleute mehr hätten.

In der alten, der heidnischen Zeit da haben nun freilich die Leute der verschiedenen Stände einander verachtet, ja die Großen und Vornehmen haben den Geringen, den Dienstboten als Sclaven behandelt und gedacht, diese wären gar keine rechte, ganze Menschen, oder doch von schlechterer Natur. Dem hat der Herr Christus ein Ende gemacht, indem er sagte und zeigte — der Eine, wie der Andere, ohne Unterschied des Standes, sei sein Bruder, er sterbe für alle. Von da an wissen wir Christen, daß jeder, gleichviel ob Landmann oder Bürger und Fürst, göttlichen Geschlechts, Gott verwandt ist, ein Gewissen hat, durch das er mit Gott zusammenhängt. Darum haben wir auch für die Kinder aller Stände Schulen, um das Gewissen in ihnen zu wecken und auszubilden; und der, bei dem das gelungen ist, der wird an dem Altar aufge-

nommen, und wir essen ohne Unterschied mit ihm von einem Brod und trinken mit ihm aus einem Kelch; wir wissen, der Reiche und Feine steht darum, weil er reicher und menschlich mehr oder anders ausgebildet ist, Gott nicht näher und der Arme ihm nicht ferner. Vor Gott und für die Liebe hat Christus uns alle gleich gemacht. Dabei aber bleibt der Unterschied, von dem wir reden, und wir sind überzeugt, er ist in der Natur der Dinge, die Gott gesetzt hat, gegründet.

Wollte Jemand denken — das ist Alles wohl richtig und wahr; aber wenn ich, der ich es so gut habe, denke an alle die vielen, armen und geringen Leute, wie unglücklich und betrübt sie daran sind, so thut mir das Herz doch weh, und ich wollte, es wären alle reich, damit sie alle glücklich, sich des Lebens freuen könnten:

So antworte ich

1) Gut, wenn das Herz so denkt, bleib nur dabei, weine mit dem Weinenden; aber ich frage

2) Sollten die geringen Leute denn nicht glücklich sein können in ihrem Stande; sollten die, die es nicht sind, alle glücklich werden, wenn man sie groß und reich machte; sind denn alle Große und Reiche glücklich? sind sie das? — Nein, das sind sie nicht. Es giebt eben so viele fröhliche Herzen in den kleinen Häusern als in den großen, — wo Frieden im Gewissen und Gemeinschaft mit Gott ist — da wird das Herz fröhlich, und wo die fehlen, da ist das Unglück auch im Pallast bei Silber und Gold.

3) Wo Noth, wirklich Noth ist, da soll und muß geholfen werden; die Großen haben ihr Geld auch dazu, daß sie, wo Noth ist, helfen. Gott der Herr hat Gaben und Vermögen so verschieden sich vertheilen lassen, damit wir Einer des Andern bedürfen, und in Demuth und Liebe von einander nehmen und einander geben lernten. Und geschähe denn das nicht? — Gewiß kann jeder Exempel anführen von Leuten, die nicht oder nicht genug geben; der Geizigen und Harten giebt es; dennoch können wir getrost sagen — es ist unter uns gegeben worden und es wird noch gegeben. Woher denn alle die milden Anstalten, die zum Theil so reich ausgerüstet sind, die Waisen-, Kranken-, Siechen-, die Witwen-Häuser; die Häuser für alte Leute, die Werk- und Armen-Häuser, die Armen-Schulen, die Schulen für Blinde und Stumme, woher sind die? Sie sind gestiftet und werden erhalten zum größten Theil durch die Gaben wohlthätiger Liebe, und wo solche Häuser nicht ausreichen, da tritt die Armen-Anstalt zu; und wo diese nicht helfen kann, in außerordentlicher Noth, da tritt noch

außerordentliche und oft wie reiche Hülfe ein; wie manche, manche Gabe wird außerdem im Stillen so Hand in Hand gegeben, von der Niemand sonst etwas erfährt. — Zu anderer Zeit rühmt man das nicht, man schweigt besser auch davon; aber in einer Zeit, wie die Jetzige, wo der geringe Mann undankbar klagt, zürnt und schilt auf die Reichen, ja trotzig die Hand und das Schwert erhebt gegen sie, da ist es Pflicht auszusprechen: Es wird in der Welt und ist bei uns viel, sehr viel gegeben worden und wird noch gegeben.

Und doch wird nicht alle Noth gestillt, und doch werden nicht alle Thränen getrocknet! Nein, das geschieht nicht, kann auch nicht geschehen; der soll noch kommen, der die Kunst erfunden, alle Thränen zu trocknen, alle Noth zu stillen auf Erden. Und meinte Einer die Kunst zu verstehen, so würde ich, ehe er an die Ausübung ginge, ihm rathen: Geh' doch erst hin und frage Gott den Herrn — ob Du es auch thun sollst; und ich glaube Gott wird ihm antworten: Sohn, wenn das geschehen sollte, hätte ich es längst gethan; ich könnte es, aber ich will es nicht; es soll auch Noth und Trübsal sein auf Erden, wie in der Schule die Ruthe, wie im Schmelzofen das Feuer. Es kommt die Zeit, wo die Noth ein Ende nehmen kann, dann werde ich sprechen, bis hieher und nicht weiter. Für jetzt — hilf' du, wo und wie du kannst, aber die Thränen alle trocknen wirst du nicht, dafür habe ich gesorgt.

* * *

Dem Allen entgegen regt jetzt sich in Vielen der Trieb — und mehr, sie entwerfen Pläne, ja legen Hand an, sie auszuführen — dahin, daß der Unterschied aufhöre, die Leute alle gleich werden, daß vornemlich Reiche und Arme, Große und Kleine nicht mehr seien, sondern alle gleichviel haben.

Was sie dazu treibt? Manche eben nur der Aerger, daß andre mehr haben als sie, die Begierde zu besitzen und genießen; andre wissen allerlei schönen Grund und Ursache vorzubringen. Sie sagen: Bisjetzt hat man die Armen getröstet mit dem Himmel und mit Gott; das ist aber ein schlechter Trost, denn es giebt keinen Himmel und keinen Gott; darum soll man auch Niemanden damit trösten. Die Erde ist Alles für den Menschen, auf der Erde liegen seine Schätze, jenseit des Grabes ist nichts zu hoffen — hier also muß er suchen, hier soll er haben sein Glück, und darum ist es unrecht und abscheulich, daß bisher nur ein Theil das Glück des Menschen genoß, der andere die Schätze entbehrt; jetzt soll es anders

werden, die Reichen sollen theilen mit den Armen, damit alle haben.

Wie soll der Plan dieser Herren zur Ausführung kommen? Glaubst Du, daß das geschehen könne auf dem Wege des Rechtes, den man mit dem Gewissen gehen kann? Unmöglich, denn die Kathe, die der Käthner geerbt, der Hof, den der Höfner von seinen Eltern übernommen, das Vermögen, das der Einwohner im Schweiß seines Angesichts sich erworben hat, das ist sein, sein Eigenthum, von Rechts- und Gotteswegen sein; — und was mein ist, das lasse ich mir gutwillig nicht nehmen, darf ich nicht hergeben, muß es festhalten; das bin ich mir, bin ich meinen Kindern, der Gemeine, bin ich dem Recht und Gott dem Herrn schuldig. Kommt eine wilde Horde an mein Haus, so stelle ich mich mit dem Schwert oder dem Stock vor die Thür und wehre mich meiner Haut; käme eine wüste Schaar an unser Land, so würden wir, die wir Haus und Hof haben, zusammen treten und müssen zusammen treten und uns wehren auf Tod und Leben. Also auf dem Wege der Güte bekommen sie nicht was uns gehört, nur durch Raub und Mord und Todtschlag, und das sind keine Mittel, die Einer mit dem Gewissen gebrauchen kann.

Doch, wenn sie ohne Gewissen und wider das Recht, durch Gewalt die Güter nähmen und sie vertheilten unter alle, so daß ein Jeder hätte was der Andere; wie lange wird es dann so bleiben? Arbeiten müssen sie doch alle auf dem kleinen Stück Land, das man ihnen zugetheilt; der Eine aber wird fleißig und thätig wirken, der Andere läßt's sachte angehen, der Dritte legt faul die Hände in den Schooß; dem Einen glückt es, den Andern trifft Krankheit und anderes Mißgeschick — was ist die Folge? nach 10, ja nach 5 Jahren ist der Unterschied schon wieder da und es muß von Neuem getheilt werden, damit der Faule auch was habe, und der Fleißige die Früchte seines Fleißes ja nicht erndte.

Ich begreife es, wenn solche, die still für sich leben und nicht wissen, was draußen die Glocken schlagen, denken: Wie kann man nur über solchen tollen Unsinn ernsthaft reden! Es steht aber jetzt so in der Welt, daß man es muß — so sind die Gedanken verkehrt und verdreht, daß Unsinn gilt für Sinn und Sinn für Unsinn. Es giebt, und das von sonst gescheidten Leuten geschrieben, dicke, dicke Bücher über die besten Mittel und Wege Alles gleich zu machen, und das in völligem Ernst. Einer giebt den Rath: Niemand soll mehr arbeiten für sich, sondern alle miteinander für eine gemeinsame große Casse, aus der dann jedem gegeben werde, was er braucht. Der Andere

meint: So lange Du lebst, magst Du noch arbeiten für Dich; aber was Du nachläßt an Geld und Gut, Deine Kinder dürfen es nicht bekommen, sondern die große Casse, die für alle sorgt — und dergleichen mehr.

Wenn es nun aber den gelehrten Herren auch gelänge, uns alle gleich reich zu machen und zu erhalten, würde damit denn wirklich der Unterschied aufgehoben unter den Menschen, so daß keiner mehr an dem Andern hinaufzusehen, keiner sich zu ärgern brauchte, daß andere auf ihn herabsehen? — haben die Leute denn, wenn gleich viel Geld, auch alle gleich viel Verstand? haben darum alle dieselbe Natur und Eigenthümlichkeit? Die Verschiedenheit bringt Niemand weg, sie ist mit dem Menschen gegeben; ungleich kommen wir durch den natürlichen Lauf der Dinge und Gottes Willen, der darin waltet, schon zur Welt; — und ist das, so hat doch der Eine mehr, der Andere weniger, muß daher sich jenem unterordnen und seine Herrschaft dulden; der Unterschied höret nimmer auf. Gott der Herr hat Verschiedenheit gewollt, und hat auch sein Gefallen an der Mannichfaltigkeit, ja, er liebt die Mannichfaltigkeit; wen davon die Menschenwelt nicht überzeugen könnte, der Natur gegenüber muß er es anerkennen. Da steht die große, feste Eiche, hoch in die Luft hinauf reicht ihre Krone, und weit hin streckt sie schattend ihre Zweige, und die Vögel kommen und singen und nisten unter ihren Blättern; es ist eine Pracht, eine Lust, diese Herrlichkeit zu sehen. Zu ihren Füßen blüht still und verborgen das kleine Veilchen und sendet seinen Duft in die Luft, mag Einer da sein oder nicht, den es erfreut. Es ist was Anderes, dieses Blümchen, als der Baum, aber ist es nicht gar schön in seiner Art? — soll es denn aber nur Blümchen, oder soll es etwa nur hohe Bäume geben? Soll er weg, all' der mannichfaltige Reichthum eigenthümlicher Geschöpfe, die Gott hier und da und dort in's Dasein gerufen?! Dahin führt der tolle Geist, der jetzt die Menschen beseelt, der überein alles machen, die eigene Natur nnd die Freiheit in der Entwickelung nirgend dulden will. Ja, soll ich werden wie Du, und Du wie ich, dann ist's um die Freiheit geschehen; man muß uns zwingen und zwängen, uns knechten und knuten, wir würden lauter Sclaven-Seelen werden; wer Gleichheit will, der muß der Freiheit entsagen; wo Freiheit ist — Gott erhalte sie uns — da hört der Unterschied nicht auf.

II.

Der Staat.

Wir haben den Glauben gehabt, daß die bürgerliche Ordnung in der Welt und die Obrigkeit, die ihr vorsteht, sie zu schützen, eine göttliche Ordnung sei; wir haben für sie jeden Sonntag in unserm Kirchengebet Gott gedankt, haben uns davor, als vor einer göttlichen Stiftung in Ehrfurcht gebeugt, den Gehorsam gegen sie als eine Gewissenssache, und Empörung gegen sie — die Obrigkeit vom Throne stoßen und die bürgerliche Ordnung aufheben — angesehen als eine Empörung gegen Gott den Herrn.

So haben wir geglaubt, wie unsere Väter thaten, und Gottlob! es denken noch Viele so in Stadt und Land — Andre aber wollen jetzt davon nichts mehr wissen und wollen uns irre machen; darum gilts, die Sache einmal wieder ansehen und uns von Neuem in's Herz schreiben. Wohlan denn.

Die bürgerliche Ordnung ist eine göttliche Ordnung, d. h. daß wir nicht leben wie die Wilden, wo jeder für sich, mit dem Andern in keiner Verbindung, lebt, wo keine Gemeine ist, wo jeder nur für sich sorgt und wenn er kann, dem Andern nimmt, wozu er Lust hat, ohne nach Recht und Gesetz zu fragen — daß wir so nicht leben, sondern in Gemeinschaft mit einander, in Gemeine-Verbindung, in Dorf, Stadt, Volk vereinigt; — daß unsre Verbindung eine gewisse, bestimmte Ordnung hat, daß eine Verfassung, und darin Gesetz und Regel, besteht und gilt, sei es auf Herkommen gegründet oder durch geschriebenes Gesetz festgestellt; — daß über der Gemeine und über dem Volk, das so verbunden ist, eine Obrigkeit steht,

die über Recht und Gesetz wacht, sie aufrecht hält, die den Einzelnen, der unrecht angegriffen wird, schützt, die den, der das Gesetz übertritt und den Andern zu nahe thut, straft, die das Schwert in der Hand hat und braucht, wo es Noth — das Alles zusammen haben wir gehalten für eine göttliche Ordnung.

Weiter:

Die bürgerliche Verfassung ist nicht überall dieselbe; in England ist eine andre als in Frankreich; hier eine andre als in Deutschland; in Hamburg eine andre als in Lübeck. In Betreff dessen glaubten wir, diese verschiedene Ordnung in den verschiedenen Ländern ist nicht durch Zufall, nicht durch Menschen-Witz und Einfall nur zu Stande gekommen, sondern nach Gottes Willen und unter göttlicher Fügung. Gott hat einem jeden Volk seine bestimmte, besondere Natur und sein bestimmtes Land und in demselben bestimmte Verhältnisse gegeben; und aus alle dem zusammen und was sonst darauf eingewirkt, hat sich unter göttlicher Leitung, Volk und Land gemäß, die besondere Ordnung und Verfassung allmählich entwickelt und gebildet. — Es ist damit nicht gesagt, daß jede einzelne Einrichtung, so wie sie da ist, unmittelbar von Gott gegeben, auch nicht, daß jede, wie sie da ist, gut und richtig, für alle Zeiten bleiben müßte; die Dinge, wie sie sind, sind mit durch Menschen geworden und darum kann Manches sein und ist verkehrt, kann abgeändert werden und muß es, und Andres an seine Stelle gesetzt. Ein Volk, das Alles wollte für immer beim Alten lassen, das würde, wie stehendes Wasser, verfaulen; Leben und Bewegung muß sein und soll sein nach Gottes Willen, hier wie überall; aber in seinen Grundzügen ist die Verfassung eines jeden tüchtigen Volkes eine nothwendige, aus seiner Natur unter Gottes Leitung herausgeworden, gewachsen. Darum, wer Hand anlegt an die Grund-Gesetze, der greift in Gottes Ordnung ein. Wenn es z. B. einem Menschen oder einer Masse von Menschen einfiele, die Verfassung, die in England besteht und für dieses Land vortrefflich sein mag, uns aufzuzwingen, von dem müßte man sagen, er handelt gegen Gott den Herrn, und wenn wir uns das gefallen ließen, so würde sich das bitter an uns rächen. Darauf ging vor 40 Jahren der Kaiser Napoleon aus; der wollte, wir sollten keine Deutsche, in deutscher Ordnung bleiben, wir sollten Franzosen werden; darum standen wir auf, als uns das fühlbar wurde, griffen zum Schwert und wollten lieber sterben, als uns zerstören lassen, was Gott unter uns festgestellt. Aber Gott war mit uns, weil wir seine Ordnung wollten,

und gab uns Sieg, gab uns wieder unsre deutsche Verfassung, unsre deutsche Natur, unsere deutschen Fürsten und Könige, unsre alte, angestammte Obrigkeit. Dafür haben wir ihm nun 34 Jahre am 18. Oct. jährlich unsern Dank gesagt.

Wir haben auf dem Lande, in den Dörfern auch eine Ordnung; gewiß sind darin manche Einrichtungen, die nicht mehr passen, die wir ändern mögten und dürfen; aber es giebt auch solche, die wir nicht antasten dürfen; — es sind die Landleute sich nicht alle gleich, es giebt Höfner, Halbhöfner, Käthner, Einwohner, und jeder hat seine Rechte und Pflichten; wenn nun Einer drein führe und wollte den Unterschied aufheben und alle Leute und alle Besitzungen, und alle Rechte und Pflichten gleich machen, — wie? müßten wir nicht sagen von dem, der will eine Gottesordnung zerstören?

Ferner — an der Spitze, zu Oberst im Lande steht die Obrigkeit, sei es König oder Herzog — oder ein Rath. Wir glaubten, unsre Obrigkeit steht nicht in unsrem, sondern im Namen Gottes da; nicht wir haben ihr zu sagen, was sie thun und lassen soll, sondern sie hat über uns zu sagen; sie ist nicht unsre Dienerin, sondern wir sind ihre Unterthanen, sie ist ob — oben über uns, unsre Obrigkeit, und ist verantwortlich, nicht uns, sondern Gott, ihr Richter ist nicht das Volk, sondern Gott der Herr.

So haben wir sie angesehen; das ist allerdings ein gewaltig Ding, es ist damit dem König eine große Macht über die Andern gegeben.

Freilich ist damit nicht gesagt, die Obrigkeit hat die Macht zu thun und lassen, was sie will, wozu sie Lust hat, für sie gebe es Gesetze nicht; nein — wir haben die Obrigkeit nicht für Gott den Herrn gehalten, — sie ist Gottes Dienerin, die berufen ist, seinen Willen auszuführen, zu wachen über die Ordnung, die im Lande gesetzt ist, nach dem Recht und Gesetz, das gilt, zu regieren; die Obrigkeit ist gebunden durch Gott und die Landes-Verfassung. Darum hat sie auch allezeit, wenn sie ihr Amt antrat, geschworen: Ich will nicht nach meinem Kopf, sondern nach dem Gesetz und Recht regieren. — Aber, dennoch, ja, sie hat eine große Macht — sie konnte und mußte ändern in den Gesetzen hier und da, Altes abschaffen, Neues einführen; und Fürsten und Rathsherren sind Menschen, die beim besten Willen irren können, die nicht immer den besten Willen haben; so konnten sie Verkehrtes anordnen, Gutes abschaffen, Unrecht thun und haben es auch gethan, ja die Oberen haben oft gefehlt und die Un-

terthanen oft darunter gelitten; — das haben wir aber, das haben unsre Väter schon gewußt, das braucht man nicht, als eine Neuigkeit, jetzt uns und dem deutschen Volke erst zu sagen. Wir waren aber des Glaubens: Gegen unsre Obrigkeit, wenn wir glauben, daß sie irrt und fehlt — bitten, Vorstellungen machen, das dürfen wir; und sollen wir Rath geben, so müssen wir, was recht ist, sagen, auch wenn es anders lautet, als ihre Meinung ist; und sind wir berufen als Beamte, Landes- und Kirchen-Vorsteher, Land und Leute in ihrem Recht zu schützen, so müssen wir, wenn es gilt, auch der Obrigkeit, in aller Ehrfurcht, die ihr gebührt, zwar Wahrheit sagen; aber das Schwert nehmen, wenn ich meine, sie hat nicht Recht gethan und darein schlagen, sie vom Thron stoßen und andere oder mich selbst darauf setzen, das haben wir christlich deutschen Völker für Empörung nicht nur gegen die Obrigkeit, sondern auch gegen Gott den Herrn angesehen. Hatten wir das Unsrige gethan, gebeten, Vorstellungen gemacht, und, so wir berufen, die Wahrheit ehrlich und grade gesagt, und es half nicht, nun so haben wir uns ergeben, das Unrecht geduldet als ein Schicksal, das unter Gottes Leitung über uns verhängt sei; das haben wir gethan in der guten Meinung, so ist es recht, so muß es sein; und weh uns, wenn das aufhörte, da würde alle Tage Aufruhr und Empörung sein; denn kein Tag vergeht, wo nicht der Leute manche glauben, die Behörde thue Unrecht; wer seinen Willen nicht bekommt, der denkt, ihm sei Unrecht gethan; soll es einem Jeden freistehen, in solchem Falle das Schwert zu nehmen, so wird alle Tage Blut fließen und Land und Leute untergehen.

Unrecht zu leiden, haben wir für Pflicht gehalten, aber Unrecht thun, das wollten wir auch auf den Befehl unsrer Oberen nicht; es giebt Fälle, wo grade der Christ, auch der Obrigkeit gegenüber, sagen muß und feststehen darin — man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen; will sie mich dann greifen, in Ketten legen, tödten -- es sei, ich denke mit ihm, unserm Herrn und Meister: Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater reicht? — das Schwert bleibt in der Scheide.

Das war der Glaube, den wir hatten bisher in Betreff der bürgerlichen Ordnung und der Obrigkeit an ihrer Spitze ob das der rechte war? der christliche war es gewiß; es sagt der Herr Christus: Stecke Dein Schwert in die Scheide; wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen; und sein Apostel: Wer sich wider die Obrigkeit setzt, der setzt sich wider Gottes Ordnung.

Jetzt nun will das Alles anders werden; es ist lange in der Stille vorbereitet, jetzt laut herausgebrochen; was? das soll in dem Folgenden geschildert werden; es ist nichts Gutes, sondern etwas recht Böses; viele freilich, die da einstimmen, sind sich des bösen Grundes nicht klar bewußt — sie wissen nicht alle, was sie thun, aber es giebt deren darunter, die es wissen und sehr klar; deren Gedanken eben sollen hier ausgesprochen werden.

Die bürgerliche Ordnung, mit ihren Gesetzen und Einrichtungen, wie sie bisher bestanden hat, ist entstanden theils durch Zufall, theils durch der Menschen Verstand, theils durch der Menschen Unverstand, — ein Göttliches ist nicht darin, wie denn überhaupt kein Göttliches auf der Erde, auch nicht über der Erde ist; und diese Ordnung, wie wir sie gehabt, die muß nun fort. Darum aber muß vorerst, auf daß die Leute von dem Alten lassen, weg der Glaube an das Göttliche darin — der muß zerstört werden, dann wird mit ihm die alte Ordnung fallen, und wir können Alles neu machen. Wir werden dann nicht wieder einsetzen eine Obrigkeit, wie wir sie gehabt, Könige, Fürsten, Rathsherren über uns; die wollen wir nicht haben, nur Beamte, die wir anstellen, die unsre Diener sind, die ausführen, was wir beschießen; die regierenden Herren, die bestimmen, was sein soll, die sind wir, und wir haben uns dabei an Rechte und Gesetze und Regeln, die bisher gegolten, nicht zu kehren; Niemand hat was darein zu reden, denn wir sind die Obersten, über uns ist Niemand, unser Wille ist das Höchste.

Das sind die Gedanken dieser Herren. Fragen wir nun, wer sind denn die „Wir,“ die Herren der Erde, die das Alles machen sollen; so sagen sie: „Wir alle, alle Menschen,“ und rühmen sich dessen und preisen diese Weisheit hoch — bisher, sagen sie, waren nur Wenige der Herren, jetzt werden wir alle Herren. Fragen wir genauer: Wer sind die Alle? — auch die Kinder? so heißts da freilich: Die nicht, aber alle, die so etliche 20 Jahr alt geworden sind, die alle; und fragen wir weiter: Auch die Frauen und Mädchen? — ein Theil hat freilich schon Lust, auch sie zu Herren und Regenten zu machen, doch die Meisten sagen noch: Die Frauen, nein, die nicht, aber alle Männer. — Also alle, die Kenntniß, Verstand und Einsicht haben, und die, denen diese fehlen, und wie viele giebt's davon! die, die im Leben was gesehen und gehört, was durchgemacht, erfahren haben und durch Erfahrung reif geworden sind und die, die kaum in die Welt hineingeguckt und hinter den Ohren noch nicht trocken geworden sind; die, die ein

Herz haben, zu dem, was recht ist, und die gewissenlos nur folgen ihrer Lust und ihrem Kopf. Das bunte Gemische, die ganze Masse von Leuten sollen die Herren sein.

Wie nun aber, wenn diese Leute verschiedener Meinung sind, — und sie werden es sein — wenn der Eine so, der Andre anders denkt, wenn Dieser das will, Jener das Gegentheil — was soll dann gelten, wer die Oberhand haben? Sie antworten: Die Mehrzahl; was die will, dem müssen die Anderen sich unterwerfen. Also die Kopfzahl; — was die große Menge der Menschen will, das soll gelten. Hat denn aber die große Menge der Leute den meisten Verstand, die meiste Einsicht, die meiste Erfahrung, am meisten Gewissen und Rechtsgefühl? und wenn nun die große Menge einmal das Unrecht, das klare, baare Unrecht will, wenn sie z. B. den Höfnern und den Halbhöfnern ihren Hof und den Käthnern ihre Kathe nehmen und sie unter alle vertheilen wollte, dann sollten wir Andern, denen das Recht heilig, auch das Eigenthum des Andern heilig ist, das Alles uns gefallen lassen, und in Widerspruch mit der tiefsten Ueberzeugung und dem unwidersprechlichen Rechtsgefühl — uns dem unterwerfen, und da Hand mit anlegen, weil die unrechtliche große Menge das beschlossen hat? und wenn wir das nun nicht können, und nicht wollen? — Die Herren antworten: So wollen wir euch wohl dazu zwingen, wir sind die Mehrzahl, ihr müßt, wenn ihr auch nicht wollt.

Also doch zuletzt die Gewalt und die Gewalt der großen Masse.

Das ist die neue Lehre, — Leser gefällt sie Dir? — doch danach ist nicht zu fragen, ob sie gefällt, sondern ist in ihr das Recht, in ihr Gewissen, in ihr Christenthum, — ja ist in ihr nur ein gesunder Menschenverstand?! —

Und doch findet diese Lehre Anhang, wie ist das möglich, wie sollen wir uns das erklären?

Man sagt, ja die Leute mögten gern jetzt da stehen, wo bisher die Großen der Erde gestanden haben, mögten wohl Herren und Fürsten sein; sie hoffen mit Hülfe dieser Lehre, wenn sie sich verbreitet unter die Leute, hinaufzukommen; sind sie oben, so drücken sie die Andern wieder hinab. Man beruft sich ferner darauf, daß in allen Menschen, ehe sie durch die Kraft der Wahrheit, durch das Christenthum umgewandelt sind, ein Reiz liegt, Herr zu sein, zu regieren, und ein Widerwille, sich regieren zu lassen; jener Reiz werde jetzt angestachelt in den Menschen, diesem Widerwillen werde jetzt auf alle Weise Nahrung gegeben, so daß er überaus stark und mächtig geworden sei. Daraus erkläre sich die Sache, — und ja, daraus

erklärt sich viel, die leidenschaftliche Hitze der Rädelsführer und der Anhang, den sie bei den Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen finden, zumal wenn man hinzüdenkt, daß allerdings, wie früher bemerkt, die bisherigen Großen der Erde manches Unrecht gethan, manchen Druck ausgeübt, manche Uebelstände aus diesem oder jenem unlauteren Grund erhalten wollten; aber es kommt doch noch ein Anderes hinzu.

Es giebt Leute, die Wohlwollen im Herzen, aber wenig Klarheit und Einsicht im Kopfe haben, junge Leute, die noch nicht viel gesehen und erfahren, und ältere, die wie mit blinden Augen oder mit einer trüben Brille auf der Nase durchs Leben gegangen sind; gutherzige Menschen, die leicht erregt und bewegt und von Gedanken und Vorstellungen, die ihnen zusagen, in Hitze und Flammen gesetzt werden; sie schwärmen, sagt man, und nennt sie, wenns ärger wird mit ihnen, Schwarmgeister; die denken: „Ach wie herrlich wird es sein, „wenn nun alle Menschen wie Brüder zusammenkommen an „ihren Orten, und mit einander ziehen in die großen Plätze, „und da vernünftig und in Liebe berathen und herausfinden, „was dient und das Beste ist für Land und Leute, und das „dann feststellen und einführen; dann werden alle, weil sie es „selbst berathen und beschlossen haben, weil sie selbst einsehen, „das ist das Rechte, von selbst und mit Freuden gehorchen, „alle das Rechte thun; dann brauchen wir keine Polizei und „keine Könige und keine Zuchthäuser und keine Gesetze mehr, „es geht alles von selbst und in Frieden und Freude und „Liebe.“

So schwärmen, fabeln und faseln sie. — Leute der Art hat es immer gegeben, und man hat früher an ihrem guten Willen und ihren gutherzigen Gedanken sich wohl gefreut aber über ihre Kurzsichtigkeit und — derb heraus gesagt — ihre Dummheit gelächelt; auch wohl gedacht, wenn sie älter werden, werden sie noch zur Besinnung kommen; oder ließ man sich ernster mit ihnen ein, hat man ihnen gesagt, — Freunde, was ihr wollt und hofft, ja dereinst, wenn die Menschheit durch Gotteskraft umgewandelt und geheiligt sein wird, im Reiche Gottes wird das wahr werden, aber auf Erden sind wir nicht im Himmel und unter den Menschen jetzt nicht unter den lieben Engeln. Wollten sie dennoch nicht hören, sondern Hand anlegen, um in ihrem Unverstand aufzurühren, so hat man ihnen Eins auf die Finger gegeben, oder wenn sie eigensinnig beharrten, überschnappten und am Ende bösartig wurden, so hat man sie ins Narrenhaus gesteckt; jetzt läßt man sie gewähren, achtet ihre Faselei für große

Weisheit, und so sammelt sich eine große Masse von gutherzigen Schwärmern um die Bösen und diese gewinnen den Anhang, den sie haben.

Daß ein Mensch, der nicht böse ist, wie jene, der nicht schwärmt wie diese, daß ein Mann, der mit einem christlichen Gewissen in der Brust, mit klarem Verstande im Kopf durchs Leben gegangen ist, daß ein Mann, der sich selbst und die Menschen um sich herum, wie sie sind, und den Zustand, die Lage, in der wir auf Erden uns befinden, ein paar Jahrzehende betrachtet hat, — der neuen Lehre, — daß alle regieren mögten, — beifalle, — das begreife ich nicht und das glaube ich auch nicht. Ich meine, wer auch nur einmal so eine allgemeine Wahl, wie wir sie jetzt überall haben, mit angesehen hat, dem müßten, wenn er vorher auch blind gewesen, die Augen aufgegangen sein.

Doch Du sollst selbst urtheilen, lieber Leser; sieh Dir sie an, die alte und die neue Lehre; in ihren Grundgedanken geschildert liegt sie nun vor Dir, — bedenke sie, aber urtheile nicht nach Deinem Gelüste, das auch wohl lieber herrschen mögte, als gehorchen, sondern vor Gott und Deinem Gewissen; es ist eine ernste Sache, — die, je nachdem sie ausfällt und zur Ausführung kommt, allem, unsrem ganzen Volk und Vaterland eine gänzlich verschiedene Gestalt geben wird, zum Heil oder zum Verderben.

III.

Die Kirche.

Wer seine Bibel kennt, im Christenthum wohl unterrichtet ist, der weiß, der Herr Christus hat zwar gesagt — seine Kirche sei auf einem Felsen gebaut, so daß alle Gewalt der Hölle sie nicht überwältigen könne; der gute Sauerteig werde das ganze Mehl durchdringen, und das Senfkorn seines Reiches einst werden ein Baum, dessen Zweige die ganze Erde überschatten; — aber er hat auch gesprochen von einem Unkraut, das unter dem Weizen stehe, von Zeiten, wo das Unkraut mächtig wuchere und die Oberhand werde zu bekommen scheinen, wo falsche Propheten sich erheben und viele verführen werden, wo die Ungerechtigkeit werde überhand nehmen und die Liebe in Vielen erkalten.

Ebenso reden seine Apostel; ich erinnere an die Eine Stelle, wo es heißt: Es wird eine Zeit kommen, da sie die heilsame Lehre nicht werden leiden, sondern nach ihren Lüsten werden sie sich selbst Lehrer aufladen, nach dem ihnen die Ohren jucken, sie werden die Ohren von der Wahrheit wenden und sich zu den Fabeln kehren.

Stellen der Art giebt es viele in der Bibel und noch viel stärkere als diese. Daraus sehen wir, und die Erfahrung, die wir, in den seit Christus verlaufenen 1800 Jahren, gemacht haben, bestätigt es uns, es geht mit der Sache der Kirche Christi nicht immer fröhlich vorwärts; es kommen Zeiten, wo es rückwärts zu gehen wenigstens scheint; zu Zeiten bergauf,

aber auch wieder bergab; die Wahrheit hat nicht immer die Oberhand, — es giebt Zeiten, wo die Lüge, das Böse, große Macht gewinnt.

Aus einer solchen Zeit hat Dr. Martin Luther uns errettet; eine böse Zeit der Art ist die Zeit wieder, in der wir leben.

Dr. Luther brachte den alten Christen-Glauben wieder in die Kirche, in die Schule, in die Häuser, in Kopf und Herz der Erwachsenen und der Kinder zurück, und von da an hat er unter uns, die wir — im Gegensatz zu der katholischen, die lutherische oder evangelische Gemeine uns nennen, gegolten; der Glaube, den uns Christus gebracht, der uns in der Bibel erhalten, den wir, kurz zusammen gefaßt, in den drei Artikeln unseres Catechismus bekennen, auf den wir getauft und nachher confirmirt sind.

Wir, die Glieder der christlich lutherischen Kirche, glauben an den allmächtigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden; wir glauben, daß wir von ihm stammen und für ihn da, göttlichen Geschlechtes sind; aber wir wissen auch, daß wir, das Menschen-Geschlecht, von Gott gewichen, in das Böse, das in die Gottes-Welt eingedrungen ist, verflochten und dadurch ein Geschlecht von Sündern geworden sind. Gott sei Dank aber, wir wissen auch, daß Jesus Christus von Gott gegeben, von Gott gekommen ist, und lebend, leidend und sterbend die Macht des Bösen auf der Erde gebrochen, aus ihren Banden uns erlöst und mit Gott versöhnt, wieder vereinigt hat, so daß wir nun, durch die Kraft des von der Gemeinschaft mit ihm ausgehenden Geistes gereinigt, geheiligt werden können, und dereinst verklärt zu Gott zurückkehren sollen.

Das ist, kurz zusammengefaßt, der Glaube der Christen, zu dem uns Luther zurückgebracht; der von da an unter uns gegolten hat, auf den wir getauft sind, zu dem wir bei der Confirmation uns auf's Neue mit eigenen Herzen und Lippen bekannt haben, den zu verkünden in Kirche und Schule die christlichen Lehrer und Prediger verpflichtet sind.

An die Stelle dieses Glaubens will sich nun drängen der entschiedenste Unglaube; der entschiedenste Unglaube, sage ich, das ist ein starker Ausdruck, aber er ist nicht zu stark; im Gegentheil darf ich und muß ich sagen, es erhebt sich entschiedene Feindschaft gegen Alles, was Glaube und Christenthum heißt und ist; ein Sinn, der im Verborgenen und in Einzelnen wohl zu allen Zeiten da gewesen ist, oft sich auch gerührt hat, jetzt aber laut und offen, keck und dreist und

frech sich ausspricht, die Herrschaft gewinnen will und kein Hehl daraus macht, daß er das will. Der Sinn, der kein Heiliges und Göttliches über uns, um uns, in uns mehr anerkennt, und, was dafür gegolten hat, verlacht, ja in Haß und Wuth unter die Füße treten will.

Der Mensch ist ihm das Höchste, und dieser Mensch ist ihm nur da für die Erde, um auf ihr zu leben, zu arbeiten, zu genießen und dann wieder im Staub zu vermodern. Die Leute dieses Sinnes denken: Im Anfang, vor so und so viel 1000 Jahren, war der Mensch noch wie ein Thier, allmählig hat er sich aus diesem Zustand herausgearbeitet durch seine Kraft und seinen Witz, bis er geworden ist, was wir sind. Das ist nun freilich schon viel, aber doch ist die Menschheit noch nicht, wie sie seyn könnte, und davon trägt die Schuld insbesondere mit — die bürgerliche und die kirchlich-christliche Ordnung, wie wir sie bisher gehabt; sie hat den Menschen nicht aufkommen lassen; darum muß sie fort, dann wird das rechte Leben der Menschen erst beginnen.

So lautet die Lehre dieser Herren, und wie sehr sie schwärmen für sie, von welcher Leidenschaft und Wuth sie beseelt sind gegen den Glauben der Christen, davon wäre viel zu berichten. Statt des Vielen nur das Eine: — In ihren Vereinen, in den Reden, die sie da halten, in den Liedern, die sie da singen, ergießt sich Herz und Lippe in — ja in Gotteslästerung; in einem Lied verfluchen sie, nachdem sie Alles, wovor wir uns in Ehrfurcht gebeugt, schon verflucht — zuletzt auch Gott den Herrn — sie singen: „Fluch sei dem Gott, dem Blinden und Tauben, zu dem wir vergeblich gebetet im Glauben, auf den wir vergeblich gehofft und geharrt, er hat uns gefoppt und genarrt." Bis dahin ist es gekommen in unserm deutschen Vaterland; so singt unsere Jugend in ihren Zusammenkünften, mitten in der deutschen Christenheit.

Da stimmen nun, Gottlob, nicht alle ein; vielmehr stehen zwischen denen, die festhalten an unserm alten Christenglauben, und denen, die ihm so feind sind, Viele in der Mitte; sie gehören weder hieher noch dorthin; man kann nicht sagen, daß sie den Glauben der Christen haben, aber auch nicht, daß sie alles Heilige hassen; sie sind oft nicht ohne Sinn für ein Göttliches, nicht ohne so eine Art von Frömmigkeit, aber theils fehlt ihnen der rechte, tiefe Ernst, theils fehlt ihnen Einsicht, auch die gründliche Kenntniß der Sache; und das ist zu begreifen, weil sie so oberflächlich erzogen sind, auch einen oft so mangelhaften Unterricht genossen haben. Sie kennen die

Sache nicht, und meinen nun, so in der Mitte sich halten zu können; das geht aber doch nicht, — wenn es sich handelt darum, ob ich Gott mich zuwenden soll, wie er in Christo unser Gott geworden ist, oder den Götzen, die jene Ungläubigen anbeten in der Welt und den Menschen, da ist die rechte Stelle nicht zwischen beiden — da heißt es — entweder oder: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, ihr könnt nicht zweien Herren dienen.

* *
*

Es geht nicht immer vorwärts mit der Sache Christi und mit den Menschen, die sie haben, sagt uns die Bibel, es kommen Zeiten, wo die Menschen rückwärts gehen; das zeigte uns, was wir eben lasen, das ergiebt sich auch aus dem Folgenden.

Als das Christenthum in die Welt trat, und die christliche Gemeine, die Kirche des Herrn sich bildete, da war die Welt eine heidnische, die Gesammtheit der Menschen und Völker — auch ihre Obrigkeiten, ihre Fürsten und Könige, und deren Beamte waren Heiden; und die Völker wurden regiert in heidnischem Sinne, nach heidnischen Grundsätzen. Die kleinen christlichen Gemeinen, die in den Städten und Dörfern inmitten der Heiden sich vereinigten, standen als Bürger natürlich unter der heidnischen Obrigkeit und hingen in ihren bürgerlichen Angelegenheiten, wie die Heiden, von ihr ab; in Sachen des Glaubens aber und in ihren kirchlichen Angelegenheiten, da regierten sie sich selbst; sie konnten darüber die heidnischen Herren nicht urtheilen und richten lassen, und diese Herren, wenn sie Männer von Einsicht waren und gerechten Sinnes, was freilich nicht immer der Fall war, so mußten sie selbst sagen, das sind Dinge, die gehen uns nicht an, wir kennen sie auch nicht, da habet ihr eure Freiheit. Ap.-Gesch. 18, 14. 15.

Dieser Zustand, wo Staat und Kirche getrennt, jeder Theil für sich war, währte 300 Jahre, bis der erste heidnische Kaiser, Constantinus, in die christliche Kirche eintrat, und mit ihm oder nach ihm bald die Mehrzahl, die große Menge der Bürger des römischen Reiches, über das jener Kaiser regierte. Das Volk im Ganzen und nach einiger Zeit das ganze Volk ohne Ausnahme ward jetzt ein christliches Volk.

Der Kaiser und unter ihm alle seine Behörden regierten nun im christlichen Sinne, nach christlichen Grundsätzen und bekamen auch einen großen Einfluß auf Sachen des Glaubens und der Kirche. Nachher, da der Papst auf- und so große

Macht bekam, als der Eine Herr der Kirche, wurde die weltliche Obrigkeit wieder beschränkt, so daß sie aus eigner Vollmacht der Kirche Gesetze nicht geben konnte, dafür aber durch den Papst angehalten wurde, in seinem Sinne christlich das Volk zu regieren. Durch Luther verlor der Papst diese Macht, und die bürgerliche Obrigkeit erhielt sie wieder; sie war es, die von da, unter dem Beirath einer kirchlichen Behörde, eines Ministeriums, eines Consistoriums, oder wie sie sonst hieß, der Kirche vorstand.

Der Staat und die Kirche, ursprünglich verschieden und außer einander, waren seit Constantinus verbunden und seit Luther so innig und genau verbunden, daß sie vielen von uns als Eins erschienen und diese in den Gedanken hingegangen sind, sie wären auch Eins.

Alle Fürsten und Obrigkeiten bekannten sich zum Christenthum; sie gelobten und mußten, wenn sie ihr Amt antraten, geloben, nach christlichen Grundsätzen zu regieren; das Christenthum aufrecht zu erhalten, für die Kirche zu sorgen; es konnte Niemand ein öffentlich Amt, als Minister, als Senator, als Landrath, als Landvoigt bekleiden, der nicht getauft war; ja es konnte Niemand ein voller Bürger werden, wenn er nicht zur christlichen Kirche gehörte. — Es lebten freilich unter uns auch ungetaufte Leute, z. B. die Juden, hätte auch ein Türke unter uns wohnen können; sie wurden geduldet, geschützt, Recht ihnen gesprochen, aber volle Bürger konnten sie nicht werden, ein obrigkeitlich Amt konnten sie nicht bekleiden, Minister, Senator, Landrath, Landvoigt nicht werden; an der Regierung irgend Antheil zu nehmen, war ihnen nicht gestattet. Wir sind — so dachten und fühlten wir alle, und mit Dank gegen Gott — wir sind ja ein christlich Volk in Deutschland, und wollen das sein und bleiben; darum kann ja ein Jude nicht Herr sein, uns nicht regieren, unsere Angelegenheiten nicht ordnen; unsere Obrigkeit sorgt ja, und soll ja sorgen auch für die Kirche, für die Schule, für das christliche Leben der Erwachsenen, für die christliche Erziehung der Jugend — und das Amt können wir ja unmöglich einem Juden, oder Türken oder Heiden anvertrauen.

So war es seit vielen Jahrhunderten, wir waren ein christlich Volk, unter christlicher Obrigkeit, in christlicher Verfassung, das — das soll nun aufhören. Fortan soll es gleichviel gelten, ob Einer ein Christ ist oder Keiner, ob ein Jude oder ein Türke oder ein Heide; ob er an Christus, als den Erlöser der Menschheit glaubt, oder ihn einen Sama-

riter schilt, gleichviel ob er ein Gottesverehrer oder ein Gotteslästerer ist, — ein Jeder ohne Unterschied kann voller Bürger werden, kann jedes Amt bekleiden, kann Bürgermeister, Minister werden. Es wird also die bürgerliche Gemeine, die Bürgerschaft mit ihrer Obrigkeit keine christliche Gemeine mehr sein; die Obrigkeit, und mit ihr die Bürgerschaft, sagt sich, als solche, los von dem Christenthum und giebt sich nicht etwa einem andern Glauben hin, sondern ist ohne Religion. Wenn die einzelnen Leute, für ihr Herz und ihr Haus im Stillen, auch noch festhalten daran, — das können sie thun — aber in ihrem Amt haben sie mit der Religion nichts mehr zu schaffen, dürfen sich darum nicht kümmern. Das Christenthum, die Religion überhaupt hört auf, öffentlich im Lande und im Staate zu gelten.

Das will man, so soll es werden, es hat schon angefangen so zu werden. In Frankfurt haben die dort versammelten Herren das bestimmt — ja diese Versammlung, die jetzt über das, was im deutschen Vaterlande werden soll, Rath hält, ist schon keine christliche mehr; in ihrer Mitte berathen und bestimmen schon die Juden mit. In der Versammlung in — Hamburg sitzt gleichfalls eine Anzahl von Juden, auch Leute, die offen bekannt haben, daß sie Religion nicht mehr kennen und wollen. Treten nicht außerordentliche Ereignisse ein, die diese Pläne zerstören, so wird es in Hamburg und im deutschen Vaterland nach Verlauf von kurzer Zeit so sein.

Ob das nun heißt vorwärts gehen oder rückwärts, bergauf oder bergab, darüber mag der geneigte Leser selbst urtheilen.

*　　*
*

Wem das eben Gelesene klar ist, dem wird sich von selbst die ernste Frage aufdringen, — was soll, wenn die Obrigkeit uns verläßt, dann aus der Kirche Christi werden, zumal jetzt in der bösen Zeit?

Ich will antworten, so gut und so weit ich kann. Das Erste ist: Bedenke, diese Kirche ist ja die Kirche Christi, und darum laß Dir nicht bange sein um sie. Sie ist, wie Christus selbst gesagt, auf einen Fels gegründet, den die Gewalt der Hölle nicht erschüttern kann, sie steht fest. Aber, ja freilich, es wird mit ihr nicht bleiben, wie wir es seit Jahrhunderten gewohnt gewesen sind, es wird anders, ganz anders mit ihr werden; und diese Veränderung wird vor sich gehen, nicht ohne große Bewegungen und Erschütterungen; wir gehen sehr

ernsten Zeiten in ihr entgegen, sie wird durch Noth und große Trübsal gehen; aber wer weiß, wenn die, die ihre ächten Glieder sind, sich treu erfinden lassen, so kann unter Gottes Schutz und Fügung der neue Tempel herrlicher werden, als der erste war.

Nämlich, die neue Obrigkeit, die wir bekommen werden, wird sich um die Kirche Christi nicht bekümmern, und wir müssen wünschen, sie möge das wirklich und gar nicht thun. Denn, daß Leute, die unseres Glaubens nicht sind, daß eine Behörde, in der Juden, Gottes-Läugner und -Lästerer sitzen können und werden, sich noch irgendwie in unsre Kirchen- und Glaubens-Sachen mische, das müssen wir uns ja ernstlich verbitten, und uns wieder zu dem Staat unsrer Zeit stellen, wie die Christen im Anfang zu dem heidnischen standen. Die Kirche, die christliche Gemeine ist auf sich selbst wieder gewiesen und muß dann und wird auch das Ruder selbst ergreifen. Das ist leicht gesagt, aber, aber desto schwerer gethan; bis wir eine Kirchenverfassung und eine Kirchenbehörde und die rechte wieder haben, dazu wird viel gehören, bis dahin wird viel vorgehen.

Ich deute nur auf Einiges hin. Werden alle, die getauft sind und bisher zur christlichen Gemeine gerechnet wurden, ja werden nur alle, die wirklich bis jetzt sich zur Kirche und zum Altar hielten, bei der Kirche, bei ihrem Glauben künftig auch verbleiben? Gewiß nicht. Jene Feinde Christi, die keinen Heiland und keinen Gott mehr wollen, die werden sich, wenn Staat und Kirche aus einander fallen von dieser, der sie innerlich schon lange nicht mehr angehörten, auch äußerlich ablösen, ihre Kinder nicht mehr taufen lassen, werden ohne Abendmahl, ohne Confirmation, ohne Trauung, ohne Alles dahin leben; und die Zahl dieser Leute ist, in den großen Städten wenigstens so ganz klein nicht.

Ferner: Jene große Menge, die so zwischen beiden steht, wie sie oben geschildert ist, der der rechte Ernst, die rechte Kenntniß, die rechte Einsicht in die Sache fehlt, was wird die thun? Werden diese Leute, wenn nun die Trennung vor sich geht, und jeder in Sachen des Glaubens und der Kirche thun und lassen kann, was er will, werden diese Leute bleiben bei der alten Christen-Taufe, bei der alten Christen-Kirche? Manche von ihnen, das hoffe ich, werden gerade, wenn es gilt, wenn sie sich entscheiden sollen, zur Besinnung kommen und den Herrn Christus wieder fassen, den sie seit lange so ziemlich losgelassen. Andre, und ihrer viele werden das nicht wollen; aber was denn? Sie werden wohl Lust haben, mit

uns zusammen zu bleiben, aber nicht wie bisher; sie werden uns allerlei Bedingungen stellen, allerlei Vorschläge machen; z. E.: sie werden sagen, wollt ihr in der Kirche die Kinder noch taufen und confirmiren auf den alten Glauben, auf die 3 Artikel von dem Vater, dem Sohn und dem Geist, und sie dem gemäß unterrichten, dann können wir nicht bei euch bleiben; laßt uns darum ein anderes Bekenntniß, andere Artikel, andern Catechismus machen, und darauf taufen, danach lehren; — dann sind wir bereit bei euch zu bleiben. Das aber, das können wir doch nicht; nein, nimmermehr! wir sind Christen und wollen Christen und darum bei unserm Christen-Glauben bleiben; worauf wir und die Väter aller Orten seit 1800 Jahren getauft sind, darauf sollen unsre Kinder getauft werden, damit wir unsern Enkeln und Nachkommen überliefern, was wir von den Vätern, von den Aposteln, von Christo empfangen haben.

Vielleicht kommen Manche noch anders und sagen, — „wir wollen bei einander bleiben auf den Vergleich: Ihr und jeder Andere tauft seine Kinder, worauf er will; wir taufen und unterrichten, wie wir wollen — Jeder lebe seines Glaubens — auf die Glaubensartikel kommts nicht an, wenn wir uns einander nur lieb haben und als Brüder mit einander leben.“ — Darauf können wir aber eben so wenig eingehen, nein, in der christlichen Kirche, da darf nicht jeder Pfarrer und jeder Lehrer lehren, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, — das würde schöne Sachen geben. Wir wissen auch, daß nicht alle Christen über alle Dinge des Glaubens Eine und dieselbe Vorstellung haben und haben können; ach, unsre Vorstellungen über die göttlichen Dinge sind menschlich und verschieden; aber unser Glaube an Jesus Christus, der ist keine Vorstellung im Kopfe, sondern eine Thatsache im Herzen, wie das Gewissen; und Er selbst, Jesus Christus, ist eine lebendige Person, — einst auf Erden, jetzt im Himmel; — wer sich zu der nicht bekennt, den wollen wir, gewiß, lieb haben und ihm helfen und dienen, wo wir können; aber als einig mit uns im Christenthum, als Glied der Gemeine der Christen, können wir ihn nicht ansehen, denn das ist er nicht.

Vielleicht bringen die Klugen und Schlauen unter ihnen noch einen Vorschlag; sie sagen: „Laßt uns nicht zu genau sein, im Einzelnen nicht zu viel bestimmen. Wir wollen uns alle zur Bibel bekennen und auf die Bibel taufen.“ Das klingt gar schön, aber was steckt dahinter? Sie denken, die Bibel ist groß, darin steht viel; wir nehmen da heraus, was

uns gefällt; wir lassen weg, was uns nicht ansteht, und haben doch unsern Willen. Darum, nein, darauf können wir so nicht eingehen; wir müssen sie fragen, und sie müssen antworten, ehrlich und offen, auf die Frage — gefällt Euch Christus als der Eine, der Heiland des ohne ihn armen, verlassenen und verlornen Menschen-Geschlechts? wer den nicht will, mit dem gehen wir nicht; wer den aber will, ihn in der Bibel begehrt, der kann auch nicht anstehen, das frei und offen auszusprechen und seine Kinder taufen zu lassen auf seinen Namen; wer sich davor sträubt, der meint es schwerlich mit der Bibel ehrlich und wahr. Viele aber werden ihn nicht wollen und, mit uns bei unserm Glauben und in der alten Kirche zu bleiben, sich nicht entschließen können; unsre Zahl, sie wird so groß nicht bleiben, wie sie war, sie könnte vielleicht sehr zusammenschmelzen. Das dürfen wir aber nicht scheuen und davor nicht erschrecken; unser Herr und Meister sagt: Wo auch nur zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen, — fürchte dich nicht du kleine Heerde, — und an einer andern Stelle spricht er von dem schmalen Weg, den nicht viele finden, und dem breiten Weg, auf dem viel Gesellschaft ist; nach der Kopfzahl dürfen wir nicht gehen; in den Clubbs und den Vereinen, in der bürgerlichen Versammlung, da mag die Mehrheit den Ausschlag geben — in Sachen des Glaubens sind wir nicht 100, und nicht 1000 unterthan, sondern Christo und seinem Wort; darum, geht es nicht anders, so müssen scheiden von einander, die nicht zusammen gehören.

Und wenn Jene Anspruch machen auf die Kirchen-Gebäude, die der Gemeine Christi, und auf das Gut, das der Kirche gehört, daraus nicht weichen, sondern uns daraus vertreiben wollen, so darf auch das uns nicht verführen, der Wahrheit untreu zu werden. Mit den Häusern und den Gütern und dem Gelde, wenn wir sie missen müßten, weicht Er, unser Gott, nicht von uns.

Das Alles nun, was ich eben ausgesprochen, zeigt uns, daß viel Ernstes und Schweres, viel Trauriges und Betrübtes — bevorstehen kann; das Betrübteste aber habe ich noch nicht genannt; ich meine, wenn nun auch diejenigen, die an den Herrn Christum glauben und auf seinen und seines Vaters und seines Geistes Namen ihre Kinder wollen taufen lassen, nicht alle bei einander bleiben, sondern uneinig sich von einander trennen würden. Auch das könnte kommen, denn Manche meinen, die zur Kirche Christi gehören müßten alle in allen Gegenständen des Glaubens, auch in allen den — zum Theil doch wirklich menschlichen Vorstellungen über dieselben einig

sein und denken wie sie. Wenn sie das begehren — ja dann werden nicht viele bei einander bleiben, denn Verschiedenheit und große ist da, ist auch nicht wegzubringen; sollten alle, die mit einander in Einer Kirche zum Abendmahl gehen, in allen Stücken überein denken, dann löst sich auch die Gemeine des Herrn auf in lauter kleine — und wer weiß wie viele — Gemeinen, in lauter einzelne Sekten. Die Gefahr ist da, ist oft schon da gewesen, schon früh — in Corinth, da begann die Gemeine sich aufzulösen; — ein Theil wollte Kephisch, der andere Paulisch, der dritte Apollisch sein u. s. w. — wie kräftig hat sich Paulus dagegen gestellt, 1. Cor. 1. 13; ist denn Christus zertheilt, ist denn Paulus für euch gestorben? sagt er; und es gelang, er hielt die Gemeine zusammen.

In Antiochien war dieselbe Gefahr, als einige unverständige Christen die Heiden, die nicht beschnitten waren und dem jüdischen Gesetze sich nicht unterwerfen wollten, als rechte Christen, obwohl sie an Christum glaubten, nicht anerkennen wollten. Ein großer Streit erhob sich, — da kamen aber die sämmtlichen Apostel in Jerusalem zusammen und erklärten, und schrieben die Erklärung (Apost. Gesch. 15) nieder: Wir glauben durch den Herrn Jesum selig zu werden, und auch sie, darum machen wir keinen Unterschied unter uns, wie auch Gott ihn nicht gemacht; er hat ihnen wie uns gegeben seinen heiligen Geist. Damit wehrten sie der Spaltung, die zwischen den Christen einzutreten drohte, und hielten Heiden und Juden, so viele an Christum glaubten, in Einer Gemeine zusammen.

Ob das, wenn nun die schweren Tage für uns kommen, auch gelingen wird? Gott gebe es, und wer dazu beitragen kann, gewiß, dem ist es heilige Pflicht.

Doch genug — all das Gesagte zeigt hinreichend, das Wort: „Wenn der Staat uns verläßt, nehmen wir selbst das Ruder in die Hand und geben der Kirche eine neue Verfassung und eine neue Behörde,“ das ist leicht gesagt, aber ausgeführt wird es so leicht nicht sein.

Jeder Nachdenkende wird daraus schon sehen, daß mehr wie je, in dieser Zeit, ein Jeder nöthig habe einen **festen und gewissen** Glauben in seinem Herzen, und dabei, so viel möglich, auch **klare Erkenntniß** in seinem Kopf, damit, — wenn die große Stunde kommt, in der die Entscheidung eintreten soll, — er wisse, was er zu thun und zu lassen habe. Die ernsten Fragen, die ich berührt, sie werden kommen an Jeden, an die Hausväter zumal; ein Jeder wird sich entschließen müssen, für sich und sein Haus, — wohin willst du

gehen, mit diesem, oder jenem, oder dem Dritten? und wehe dem, der dann nicht weiß, woran er ist.

Rüsten wir uns, so lange es noch Zeit ist, und wer da kann, der bete auch, und nicht für sich und sein Haus allein, sondern auch für die ganze Gemeine. Wer da kann, sage ich, denn beten kann nicht ein Jeder; und wer es auch für sich kann, kann es noch nicht für andere und für die Gesammtheit. Dazu gehört etwas, ein gewisser, im Glauben und in der Liebe geförderter, Zustand der Seele; beten, wahrhaftig beten ist keine Kleinigkeit, es ist — ich darf wohl sagen, die größte und großartigste That, die eine Menschen-Seele thun kann. Hand und Herz hinauf, hinein strecken in die unsichtbare Welt und herabziehen göttliche Kräfte, die der Mensch in sich nicht hat, und die die Erde ihm nicht geben kann; das kann nicht Jeder, — aber wer bis dahin gefördert ist, dem ist, es zu thun, auch heilige Pflicht. Des Gerechten Gebet, das ernstlich ist, vermag viel — ja, einen Menschen, der in sich so ist, daß er zu beten vermag, den kann Gott anders behandeln, als den, der mit Hand und Herz nur nach den Kräften der Erde greift; und eine Gemeine, aus der viele Herzen und Hände sich ausstrecken hinein in die Ewigkeit, die wird anders geführt und mit andern Gaben ausgerüstet, als eine Gemeine, die nur im Staube wühlt.

IV.

Die Schule.

Auch auf die Schule bezieht sich der Kampf unsrer Zeit, und gerade, vornehmlich auf sie auch; es soll mit ihr nicht bleiben, wie es war; sie soll, und nicht in diesem und jenem Stück, sie soll ihrem Wesen nach eine Andre werden. Natürlich — die Grundgesinnung der Menschen, aus der heraus am Ende Alles, die wichtigsten Institute zumal, wachsen, ist eine Andere geworden, darum kann man die Dinge nicht lassen, wie sie waren.

Sehen wir genauer zu und zuerst, wie wir zu unsern Schulen gekommen sind.

Wir haben jetzt ja Schulen überall; in den Städten nicht nur, in jedem Dorf, auch für die Kinder der kleinsten Dörfer sind Schulen da; nicht für die Reichen und Großen und Gelehrten nur, auch das Kind des ärmsten Tagelöhners hat seine Schule; nicht die Knaben nur, auch die Mädchen. Das ist nicht immer so gewesen; vor tausend Jahren noch gab es unter den alten Deutschen hier keine Schule, noch nicht Eine; und unter den Griechen und Römern, die früher als wir menschliche Bildung hatten, da gab es allerdings eher, — in der Zeit, als sie noch Heiden waren, — Schulen; aber ihre Schulen waren errichtet und eingerichtet nur für gewisse Stände, für die Kinder, die einmal große, feine oder gelehrte Herren werden sollten. Den Kindern auch der geringen Stände, den Kindern der Landleute, den Kindern der Sclaven, und den Mädchen den Segen der Schule zukommen zu lassen, daran

dachte man nicht, denn diese alle zählte man nicht für voll, sah sie vielfältig nur an als Menschen, die um der Andern, der Auserwählten willen, da seien, für sie zu arbeiten.

Erst der Herr Christus hat auch an sie gedacht, und uns alle gelehrt, an sie zu denken; er hat freilich noch keine Schule gebaut — auch seine Jünger nicht geheißen, das zu thun, und diese haben auch kein Gesetz darüber aufgestellt — Gesetze der Art haben sie und ihr Meister überhaupt nicht gegeben; es hat auch noch längere Zeit gewährt, bis die erste Schule ins Dasein trat. Aber Christus hat das Herz der Menschen so umgewandelt, die Gesinnung in ihnen erzeugt, daß mit der Zeit von selbst der Trieb entstand — Schulen müssen wir haben, ohne Schulen für unsere Kinder dürfen wir nicht bleiben. Die Glieder seiner Gemeine wußten und fühlten, der Mensch und ein jeder Mensch, ohne Unterschied, ist für Gott da; der Landmann so gut wie der Städter, das Weib so gut wie der Mann, der Sclave so gut wie der Herr — darum müssen wir auch für die Kinder Aller sorgen, daß sie mit Gott bekannt, in Gottes Wort unterrichtet, zu Gott geführt werden; und als die Einsicht und der Trieb erst da waren, da kamen die Schulen von selbst.

Der Erste, der, so viel wir wissen, eine wirkliche Schule für den geringen Mann errichtete, hieß Protogenes; er lebte und wirkte etwa 150 Jahr nach Christi Geburt zu Edessa, einer Stadt in Syrien, und bald nach ihm finden wir im Morgenlande mehre Schulen für Knaben und Mädchen. Als das Christenthum nach Europa, nach Frankreich, nach Deutschland kam, da kam mit ihm auch die Schule und die Lust zur Schule. Wo eine Kirche, ein Kloster erbaut ward in den Wäldern unsres Vaterlandes, wo ein frommer Mönch sich niederließ, um das Evangelium zu verkünden, da begann man bald auch, die Jugend zu unterrichten. Der erste Fürst aber, der, getrieben vom christlichen Sinn, es zum Gesetz machte, daß wo irgend möglich, in Stadt und Land, bei Kirchen und Klöstern, Schulen seien, war der erste christliche, deutsche Kaiser, Carl der Große. Er drang aber freilich damit noch nicht überall durch; und als bald nach ihm das katholische Wesen aufkam und eindrang, und der Papst an die Stelle Christi trat, da wurde die Schule vergessen. Sobald aber Dr. Luther Christum wieder in die Herzen der Leute brachte, da erwachte auch der Sinn wieder für die Schule. Luther und Melanchton reisten, als der Churfürst von Sachsen dem Papst entsagt hatte, 3 Jahre lang durch das ganze sächsische Land und untersuchten überall, wie es mit den Schulen stände,

und weil sie nicht viel Gutes fanden; so wandten sie alle ihre Kraft darauf, daß es damit besser werde. Luther schrieb seinen kleinen Catechismus für die Schüler, seinen großen für die Lehrer, Melanchton eine Anweisung für die Prediger, und in Kurzem war der kleine Catechismus in 100,000 Exemplaren gedruckt und verbreitet.

Wie in Sachsen so erwachte der Sinn auch an andern Orten, z. B. in Hamburg; die Stadt wandte sich nach Wittenberg und begehrte den Freund und Beichtvater Luthers, den Dr. Bugenhagen, als Pastor; und da seine Gemeine ihn nicht ziehen lassen wollte, kam er auf ein halbes Jahr und ordnete neben dem Kirchen- auch das Schul-Wesen nach dem Evangelium, hier und nachher auch in Lübeck, in Bremen, in Flensburg, in Braunschweig und an anderen Orten.

So ist es gekommen, daß wir die Schule, den reichen Segen der Schule, der Schule für alle Stände, Schulen überall jetzt haben, in Stadt und Land; — wir danken es Christo. Der Geist, der von ihm ausgegangen, hat das Bedürfniß nach Schulen, den Sinn für sie erweckt, und seine Kirche hat sie erbaut und erhalten.

Daraus erklärt es sich, daß alle Schulen in unserm Vaterland ursprünglich „Kirchenschulen" waren, auf dem Lande bis heute fast alle noch sind. Die Kirche des Orts oder doch die Gemeine, als christliche, kirchliche Gemeinschaft, erbaut und erhält die Schule, unter Aufsicht des mit der Kirche so genau verbundenen Staates, aus ihren Mitteln; die Kirchgeschwornen (die Juraten) sind die Vorsteher der Schule, ihren äußern — die Geistlichen ihren inneren Angelegenheiten nach; die Küster (Kirchner) an der Kirche sind meist die ersten Lehrer, die Kinder aller Glieder der christlichen Gemeine, die getauften Kinder, haben ein Recht an die Schule, aber auch die Pflicht zur Theilnahme an derselben; die Kirche fordert diese und bezahlt an vielen Orten, theilweise wenigstens, das Schulgeld für die Kinder der armen Eltern; es werden die Kinder in der Schule unterrichtet bis sie confirmirt sind, den ersten Gang zum Abendmahl thun können, und kein Kind wird entlassen aus der Schule, das nicht confirmirt ist; es war die Schule bisher die Anstalt, die die christliche Kirche errichtet hat, um die Jugend der Gemeine für das Christenthum zu erziehen, zu Christo und durch ihn zu Gott zu führen.

In den früheren Zeiten, als die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden, als es gedruckte Bücher noch nicht gab, und die geschriebenen so überaus kostbar waren, daß nur wenige, die reicheren Leute, in ihren Besitz kommen konnten, gab es in

den meisten Schulen noch keine Bücher, war der Unterricht ein mündlicher, wurde das Lesen noch nicht gelehrt und konnte gelehrt nicht werden, war für die meisten Leute auch gar kein Bedürfniß und kein Gewinn. Später, zur Zeit der Reformation, als Bücher gedruckt wurden und in die Schulen kamen, ward natürlich das Lesen ein Gegenstand des Unterrichts, nachher auch Rechnen und Schreiben; in neuerer Zeit sind auch manche andre Dinge noch in den Schulen gelehrt worden, die nicht darauf angelegt sind, gelehrte Leute zu bilden. Als die Hauptsache aber in der Schule haben wir Christen immer den Unterricht im Christenthum angesehen, und ich sollte meinen mit dem vollsten Recht; — wer in Christo nicht den uns von Gott gegebenen Erlöser unseres Geschlechts, in seinem Wort und seinem Werk nicht die Quelle des Heils für uns erkennt, ein Jude, ein Türke, oder wer überhaupt an ein Göttliches, im Himmel und auf Erden, nicht glaubt, der kann natürlich von der Schule so nicht denken; wer aber die Sache Christi, als den höchsten Schatz für sich und die Menschheit, im Herzen trägt, der kann nicht anders, als seinen Kindern und den Kindern der Andern diesen Schatz wünschen als das Eine, was Noth thut; muß von der Anstalt, — die vor Alters die christliche Kirche errichtet hat, um den Kindern diesen Schatz zu bringen, — erwarten und verlangen, daß sie das thue; und müßte von einer Schule, die das nicht wollte, das nicht als die Hauptsache ansähe, denken — die weiß nicht mehr, wozu sie da ist.

Es war natürlich und sehr richtig, daß man, um die Kinder das, was sie sonst noch lernen sollten, zu lehren, z. B. das Rechnen und Schreiben, nicht besondere Anstalten noch errichtete, sondern das auch in diesen Schulen that, überhaupt auf die Ausbildung und Entwicklung der im Menschen liegenden, natürlichen Kräfte, die ja so genau und unzertrennlich mit der göttlichen Anlage in ihnen zusammenhängen, ausging; es war natürlich und sehr richtig, daß man in den neueren Zeiten, — wo von dem Menschen mehr Wissen und Kenntnisse verlangt werden, und er diese im Zusammenhang mit alle dem, was ihn umgiebt, nicht entbehren kann, — in unsren Schulen mehr geboten und gebracht, die Kinder vielseitiger unterrichtet hat, als das früher geschah und nöthig war. Aber es ist in diesen neueren Zeiten damit in einer Weise verfahren, die nicht richtig gewesen ist; es ist eine verkehrte Richtung in unsre Schule, in den Unterricht, in die Behandlung, die Bildung der Jugend gekommen. Es hatte seinen Grund in der

verkehrten Richtung, in die überhaupt die Menschen gerathen sind. Ich will versuchen mich verständlich zu machen.

Was man von dem Menschen zuerst verlangen muß und von jedem — ist — daß er etwas **sei**, tüchtig sei, etwas tauge, eine tüchtige Gesinnung habe; hat er die nicht, **ist** er nichts, so hilft mir alles Andre, was er sonst habe und könne, nichts, er hat in sich keinen Werth. Das vergaß man und verlangte von dem Menschen zuerst und vor allem, daß er etwas **wisse**, viel wisse; Kenntnisse habe und je mehr, desto besser; daß er im Kopfe denken könne, im leichten, schnellen Denken recht geübt sei; daß er seine Gedanken auch aussprechen und mittheilen könne. Das verlangte man, in diese Bildung setzte man den eigentlichen Werth des Menschen; wem es daran fehlte, den schätzte man nicht, — hielt ihn für Einen, dem das abging, worauf es für den Menschen eigentlich ankomme. Manche dachten so, weil ihnen an der Gesinnung nichts lag, da sie selbst keine hatten; viele ehrenwerthe Leute aber in der Hoffnung, das Wissen werde die Gesinnung schon schaffen; in der Meinung, je mehr der Mensch wisse und je klüger er sei, desto besser werde er auch werden; eine Meinung, die wie weit und allgemein verbreitet sie auch sein mag, dennoch **grundfalsch ist und bleibt**. Besser scheinen mögen die klugen, feinen, gelehrten Leute, aber das gut **Sein** findet man eben so viel in den Ständen, die nicht zu den klugen und gelehrten gerechnet werden. Wie viele grundschlechte und miserable Subjekte giebt es, denen man einen ausgebildeten Verstand, mannichfaltige Kenntnisse, ja reiche Gelehrsamkeit nicht absprechen kann; das wäre nicht möglich, wenn die tüchtige Gesinnung ihre Wurzel in dem Wissen hätte; es erklärt sich leicht und von selbst, sobald man weiß, die Gesinnung hat ihre Wurzel in dem **Gewissen**, in der sittlichen, heiligen, göttlichen Natur des Menschen; wird die nicht geweckt und ausgebildet, so bleibt, bei aller Ausbildung der anderen Kräfte und Gaben, der Mensch eben **gewissenlos**.

Das wußte oder beachtete man nicht und verlangte darum von der Schule, und strebte in der Schule nur dahin, die Kinder klug, wissend, gelehrt zu machen; das Gewissen aber, die sittliche Natur blieb ungebildet liegen.

Mehr aber: Das wirkliche Denken, das scharfe Denken ist eine köstliche Gabe, aber sie ist nicht allen Leuten gegeben, es haben sie nicht viele; Kenntnisse, gründliche und umfassende Kenntnisse, Gelehrsamkeit ist ein köstlicher Schatz — aber nicht alle Leute können sie sich erwerben, es besitzen sie nur wenige.

Gar viele, ja die allermeisten Lehrer, wie brav und wie hinreichend ausgerüstet sie auch sein mögen mit dem, was sie für ihren Beruf bedürfen, haben weder diese noch jene: was Einer aber nicht hat, kann er auch nicht geben, und muß er nicht geben wollen. Sie wollten es doch, bildeten sich ein, es zu können, es zu müssen und haben dadurch viel Unglück angerichtet. Sie sammelten und wurden angeleitet, zu sammeln, mit großer Mühe, allerlei Kenntnisse; es blieb aber eben bei allerlei Kenntnissen, von außen angelernt, aufgehäuft — nicht verdaut und durchgearbeitet. Dieses dürftige Stückwerk suchten sie nun und mit großem Eifer — und um so größerem, je mehr Mühe es ihnen, zu erlangen, gekostet, — den Kindern mitzutheilen; reizten und stachelten den Trieb in Kindern und Eltern auf — eben so klug und gelehrt zu werden, wie die Lehrer seien. In den Kindern ward natürlich noch weniger daraus als in den Lehrern — aber der Ehrgeiz kam und mächtig, nicht dumm, wie man das nennt, nicht unwissend zu bleiben, sondern auch ein gebildeter Mensch zu sein, mit den Gebildeten umgehen zu können, hinter ihnen nicht zurückzubleiben; über die Dinge, von denen sie reden, mitreden zu können, Bücher zu lesen und von dem, was in den Büchern steht, sprechen zu können — dahin ging der Trieb in Eltern und Kindern; — und je weniger man von der Sache hatte, desto mehr suchte man nach ihrem Schein, und je herrlicher man zu scheinen wähnte, desto weniger kümmerte man sich um das Sein.

Das hat die Leute verdorben; ein eitles, hohles, nichtiges, leeres Scheinleben ist entstanden; und der einfache, schlichte, aber gesunde Menschenverstand, und die ehrliche, grade, wahre, tüchtige Gesinnung ist verloren gegangen. Was der Mensch, ein Jeder sein kann, — das achtete man nicht, und was man sein wollte, das war man nicht, daher auch die Masse der in sich unbefriedigten, mißvergnügten, in sich zerfallenen und zerrissenen Leute.*)

* *
*

Wir Christen haben in unsren Schulen die Kinder, nicht im Christenthum nur, sondern auch in dem, was sie sonst be-

---

*) Ob es „faßlich" dargestellt ist, das oben Gesagte? für manche hoffe ich, und für diese hier noch Folgendes. Bildung, — das Wort ist in jedem Munde jetzt, und jeder begehrt, macht Anspruch auf die Sache; sie ist auch jedem zu wünschen, und wir sollen nicht aufgeben das Streben, sie jedem zu verschaffen; nur kommt es darauf an, die Bildung, die für jeden ist, näher zu bestimmen, denn nicht

durften, unterrichtet, aber den Unterricht im Christenthum als die Hauptsache, die Schule als die Anstalt angesehen, welche die Jugend zu Christen erziehen sollte. Damit soll es nun anders werden.

Wie denn aber?

Die Antwort auf diese Frage ist so leicht und einfach nicht zu geben, denn die Herren, die der neuen Lehre anhängen, sind in Beziehung auf die Schule unter sich selbst nicht einig. Was aus dem Grundsatz, aus dem Princip, dem sie huldigen, für die Schule eigentlich folgt, das ist wohl klar, aber sie

---

jede ist für alle. Die Bildung, die wir für alle begehren, ist der geweckte und entwickelte Sinn für die geistigen Dinge, wer nur am Materiellen hängt und klebt, ist ein ungebildeter Mensch. Jener Sinn aber ist wohl zu unterscheiden von dem Wissen, dem reflectirenden oder gar dem wissenschaftlichen und systematischen Wissen um die Dinge. Jener Sinn für das Geistige und das Leben im Geistigen kann da sein, und sehr lebendig, ohne das Wissen, und und von diesem kann viel sein, ohne jenen. Wie ich sprechen kann — ohne ein Sprachkenner zu sein, sprechen lerne, sehr fertig sprechen kann, ohne je über die Sprache reflectirt, oder Grammatik und Rhetorik studirt zu haben, so kann ich auch Sinn für die schönen Töne der Musik, für schöne Bilder, für die Schönheit der Natur haben, — nicht nur ohne selbst spielen, singen, malen zu können, sondern auch ohne vom Generalbaß etwas zu wissen, ohne Lessing und Winkelmann gelesen zu haben; ohne ein Wort darüber sagen zu können, warum das schön klingt, das schön aussieht, und wie im Ohr die Töne und im Auge das Gesicht entstehen, kann ich meines Herzens Freude und Lust haben an Sang und Klang; kann, umgekehrt, mancher Professor die gelehrtesten Vorlesungen halten über die Kunst und mancher Director ein ganzes Orchester leiten — ohne daß er eine Ahnung hat inwendig von der Herrlichkeit der Sache. Ich kann das Licht und die Wärme der Sonne genießen und durch den segnenden Einfluß derselben lebendig leben, ohne ein Wort zu wissen über die Natur des Lichtes; und alles Forschen über dieses, und alle Kenntnisse von den verschiedenen Theorien über das Wesen des Lichtes, macht mein Auge, wenn es blind ist, nicht licht und meine Haut nicht warm, wenn sie kalt ist. Es giebt sehr gelehrte Theologen, deren Seele von der Frömmigkeit nichts hat, sehr kluge Moralphilosophen, die nichts weniger sind als moralisch; — Gottlob aber auch sehr moralische und fromme Menschen — die das Wort Theologie und Philosophie vielleicht nicht einmal gehört.

Die Sache haben und von der Sache wissen, sind zwei verschiedene Dinge: sie haben, das ist die Bildung, die wir allen wünschen, das Wissen ist nur für wenige. Der Fehler der Zeit lag darin, daß man um das Haben sich nicht viel kümmerte, das Wissen aber verbreiten wollte, — nicht konnte, und dadurch die Menschen verdarb. Es war, wie wenn man einem Kinde Grammatik und Rhetorik vortragen wollte, statt es unter sprechenden Menschen sprechen lernen zu lassen; das arme Kind lernt gewiß nicht natürlich und verständig sprechen!

bleiben hier größtentheils ihrem Grundsatz nicht getreu; — manche, weil sie vor den Folgen desselben, die hier recht an den Tag kommen, zurückschrecken; andre schrecken zwar selbst nicht zurück, aber sie sehen, daß Tausende noch erschrecken und sich zur Wehre setzen; sie merken, noch dringen wir nicht durch, geben darum, wie man sagt, klein bei, wenden halbe Maaßregeln an, um später, wenn, wie sie sagen, die Leute erst reif geworden sind für die neue Weisheit, sie ganz zur Ausführung zu bringen.

Erinnern wir uns, der neue Staat soll kein Christenthum, keine Religion haben; daraus folgt natürlich, die Obrigkeit, die an der Spitze steht, darf um die Religion sich nicht kümmern; — eine obrigkeitliche Behörde, die aus Christen, Juden, Heiden, ohne Unterschied, zusammen gesetzt ist, kann ja unmöglich die Angelegenheiten der Religion ordnen und leiten.

Was folgt aber daraus für die Schule? Es folgte von Gott und Rechtswegen daraus, daß der neue Staat und die neue Obrigkeit sich um die Schule nicht kümmere, denn in der Schule ist die Religion die Hauptsache; wie kann eine Behörde, die sich, ihrem Amt und ihrer Pflicht gemäß, um die Religion nicht kümmern darf, wie kann die eine Schule beaufsichtigen, sagen, was gelehrt werden soll, über die Schul- und Lese-Bücher bestimmen, die Lehrer wählen und anstellen, die Lehrer erziehen und bilden für ihren Beruf? In dem Allen ist ja die Religion gerade das, worauf es ankommt, und das, womit die Behörde sich nicht abgeben darf; also — um die Schule sollte sich der neue Staat nicht kümmern.

Aber so verständig, gerecht und seinem Grundsatz treu ist der neue Staat nicht; im Gegentheil — die Herren decretiren: Die Schule ist forkan eine Anstalt des Staates.

Wie die Herren das als verständige und gewissenhafte Leute können? — sie thun es, und ich begreife sehr wohl, warum. Sie wollen, daß die Jugend, die künftigen Bürger, in ihrem Sinn, im Geist der neuen Lehre und des neuen Staates sollen erzogen werden; sie sehen sehr wohl ein, daß die Kinder, die in wirklich christlichen Schulen erzogen und da christlich gebildet sind, in Zukunft schwerlich Anhänger der neuen Lehre und Bürger im Sinne und Geist des neuen Staates sein werden; solche Bürger aber wollen sie haben, darum bemächtigen sie sich der Schule.

Wie soll es nun aber in der Schule werden, wie sollen die Kinder da erzogen, wie soll es insbesondere mit der Religion gehalten werden?

Manche mögten die Religion nicht nur aus der Schule und dem Staat, sondern gleich aus der ganzen Welt fortschaffen, weil sie denken, mit der Religion ist es nichts, sie ist vom Argen. Andere gehen so weit nicht, aber getreu ihren Grundsätzen über den Staat geben sie zu, Religion kann in der Staatsschule nicht gelehrt werden; die Religions-Stunden, die Bibel, der Catechismus, das Gesangbuch und mit ihnen das Gebet müssen weg aus der Schule; da der Staat keine Religion hat, können seine Anstalten sie auch nicht haben.

Das gäbe im neuen Staat denn eine Schule ohne Christenthum,

Eine Schule ohne Christenthum, — das ist wahrlich ein Gedanke, vor dem man zurückschrecken kann.

Die Herren meinen, warum erschrecken? magst Du doch, liegt Dir soviel daran, zu Hause Deine Kinder selbst unterrichten oder von Deinem Prediger in Deinem Glauben unterrichten lassen, da können sie ja noch genug davon lernen, wenn sie in der Schule auch nichts darüber hören.

Allerdings, was die Kinder zu wissen nöthig haben, von Glaubens-Wahrheiten und von den Thatsachen, die das alte und das neue Testament berichten, das könnten sie auch sonst lernen; es wäre am Ende gleichgültig, ob sie das dort oder hier lernen; nicht das ist das Traurige, daß es keine Religions-Stunden geben soll in der Schule, keinen Unterricht im Christenthum — aber daß die Schule ohne Christenthum sein, die Lehrer ohne Christenthum die Jugend dort leiten, die Kinder ohne Christenthum dort sollen erzogen werden, daß in der Anstalt, die bestimmt ist die Jugend unseres Vaterlandes groß zu ziehen — der Geist Christi nicht wehen, ein christlicher Sinn nicht walten soll, — das ist das Schreckliche; und mehr noch, daß, wenn der Sinn nicht walten soll, doch gewiß ein anderer walten wird, — denn ohne Sinn wird man doch die Kinder nicht bilden wollen, in irgend einem Geist wird man die Kinder doch erziehen müssen.

Fassen wir das scharf ins Auge.

Sollten unsere Kinder in der Schule bloß im Schreiben und Rechnen unterrichtet, und sollte, was sie an Kenntnissen sonst noch bekommen sollen, ihnen mechanisch vorgesprochen werden, so daß sie es hören, auswendig lernen, Eins auf das Andere legen — und damit gut, — dann könnte man allenfalls ruhig sein, daß ein schlechter Geist sich ihnen nicht mittheilen werde, weil gar kein Geist da wäre. Dann thäten wir aber am besten, wir stellten statt des Lehrers eine Sprech- und

Rechnen=Maschine hin, oder richteten einen Papagei so ab, daß er den Kindern vorsagte, was sie hören sollen. Denn steht ein lebendiger Mensch als Lehrer vor, lebt eine lebendige Person, in der Sinn und Geist ist, unter ihnen, so wirkt im täglichen Zusammenleben mit ihnen, in der Behandlung, die sie von ihm erfahren, — wenn sie artig sind und wenn sie unartig sind, — der Geist dieser Person, selbst im Schreib= und Rechnen=Unterricht, auf sie und theilt sich ihnen mit. Es ist aber nicht Schreiben und Rechnen allein, sie sollen doch auch sonst noch etwas lernen, es soll der Lehrer mit ihnen lesen, und wäre es auch nur ein Lesebuch wie Wilmsens Kinderfreund; das Lesebuch hat einen Inhalt, es stehen Dinge, vielerlei Dinge, die die Kinder wissen, durch die sie gebildet werden sollen, darin; es ist in gewissem Sinne geschrieben, es ruht das Ganze auf gewissen Grundsätzen, es weht im Buch ein bestimmter Geist, und der Lehrer, der den Inhalt weiter erklären, mit den Kindern darüber reden, seine Gedanken darüber aussprechen, in den Kindern darüber Gedanken erwecken soll, — thut das in bestimmtem Sinne, theilt dadurch den Kindern einen bestimmten Geist mit, giebt dem Kopf und dem Herzen der Kinder eine bestimmte Richtung. Wir wollen doch auch, und wollen gerade, daß er die Kinder nicht anfüllen soll nur mit einer Menge Wissen, sondern daß er sie bilden soll, und was heißt das anders als: Sinn und Geist ihnen mittheilen, oder Sinn und Geist in ihnen wecken? — Etwas aus der Welt=Geschichte zu lernen, — und etwas durch die Welt=Geschichte zu lernen, ist doch wünschenswerth für alle Kinder, — und nicht Jahres=Zahlen und Namen, sondern Inhalt; Thatsachen, Ereignisse, Personen, — gute und böse, ihr Thun und Lassen, — Lebens=Geschichten bedeutender Menschen sollen die Kinder kennen lernen, — und ist es möglich, die kennen zu lehren, davon zu reden, ohne daß Sinn und Geist, und ein bestimmter, der des Buches oder der Lehrer, die lehren, sich mittheilt? Wenn in der Welt=Geschichte nun gar von dem Heidenthum und Judenthum, von Christus und von Muhamed, von Luther und dem Pabst, von Spener, von Napoleon und der französischen Revolution geredet wird, — kann das anders geschehen als in bestimmtem Sinn und Geist? Ja wenn der Lehrer mit den Kindern auch nur redet über die Tagesbegebenheiten, die Ereignisse unsrer Zeit — oder von den Vorfällen in der Stadt, in dem Dorfe, in den Häusern der Kinder, von dem Guten und Bösen, was geschieht; wenn einem Kinde der Vater, die Mutter gestorben ist, oder wenn Einer gestohlen, ein Sohn seinen Vater schlecht behandelt hat, wenn die Kinder in der Schule

unartig gewesen sind, gelogen oder Trotz bewiesen haben u. s. w. u. s. w. und der Lehrer darüber mit den Kindern redet, so thut er das in bestimmtem Sinn, und der Geist, in dem er das thut, theilt sich den Kindern mit; und gerade in diesem Reden und Leben mit den Kindern, da wird am kräftigsten und eingehendsten auf sie gewirkt. Von dem Lehrer und von dem Schulleben geht ein Geist auf die Kinder aus, in die Kinder über und ein. Es fragt sich nur, ob dieser Geist ein christlicher ist, oder ein anderer? Ist der Lehrer ein christlich gesinnter Mensch, dem sein Christenthum ein Leben, Lust und Liebe ist, dann werden auch ohne Religions-Stunden die Kinder im Christenthum erzogen werden; der Lehrer kann es nicht lassen dahin zu wirken; und wenn er es nicht sollte, — das Gesetz es verböte, — und wenn er dem Gesetz gern gehorchen wollte, — er kann es nicht lassen, unwillkührlich geht der christliche Geist von ihm aus, in jedem Wort, in jeder That, — weil er seine Seele erfüllt, und Wort und That aus der Seele kommen, — wie das Licht und die Wärme aus der Sonne.

Umgekehrt — ein Lehrer, in dem das Judenthum oder der Sinn des Muhamed lebt, der die Welt, Zeit und Ewigkeit, Menschen und Gott, Irdisches und Himmlisches ansieht, wie dieser oder jener Prophet sie angesehen hat; ein Lehrer, dem das Christenthum zuwider ist, der die Sache Christi überhaupt, oder die Gestalt, die sie in der katholischen, oder in der lutherischen, oder in der reformirten Kirche angenommen hat, haßt, — und es fehlt nicht an Solchen, — ein Lehrer, der alle Religion für Thorheit und Narrheit hält, in der Religion, wie sie bis dahin gewesen ist auf der Erde, die Quelle des Unheils sieht, und sich getrieben fühlt, daran zu arbeiten, daß sie fortkomme, in der Meinung, dann erst würden die Menschen und könnten sie werden, was sie sein sollen, — ein solcher Lehrer, — und es giebt deren Manche jetzt, — wird er in der Schule schweigen wollen von diesem seinen Glauben oder Unglauben? Je eifriger er, je mehr die Sache in ihm Geist und Leben ist, desto weniger; und wenn das Gesetz sagt, du sollst schweigen, und er wirklich den Willen hätte, seinen Sinn den Kindern nicht mitzutheilen, wird er es können?

Selbst wenn er um des Amtes willen das Gegentheil lehrte; das was in ihm lebt, eben weil es ein Lebendiges, mit seinem Wesen Verwachsenes ist, bleibt nicht in ihm verschlossen; es geht, ohne daß er es will, ohne daß man es merkt, in seinem ganzen Betragen und Leben unter den Kindern, von ihm aus und auf die Kinder über.

Sollte Jemand den Einfall haben zu verlangen, der Lehrer soll weder das Eine noch das Andere sein, weder Liebe haben noch Haß, — so hieße das, er soll gleichgültig, ohne Leben sein.

Gleichgültigkeit aber, oh, sie ist, daß ich so sage, auch ein Geist, und ein recht böser Geist, der gewaltigen Anklang findet, weil wie in den Alten so auch in den Jungen eine gute Portion desselben Geistes ist, der es sich gern gefallen läßt, weder von der einen noch von der andern Seite beunruhigt zu werden.

Also, — kehren wir zurück — wenn auch kein Unterricht in der Religion gegeben wird, — ohne daß auf die Jugend in religiöser Beziehung eingewirkt wird, ohne daß sie irgend einen religiösen Zustand innerlich aus der Schule mit wegnimmt, kann sie den Gang durch dieselbe nicht machen; ohne Religion, ohne ein Verhältniß zur Religion ist keine Schule und kann keine Schule sein, es fragt sich nur, in welches Verhältniß sie sich zu der Religion stellt.

Wer soll das nun in Zukunft bestimmen?

Die Obrigkeit? — Sie kann es nicht, denn als Obrigkeit, in ihrer Gesammtheit und in ihrem Amt, hat sie keine Religion und will mit ihr nichts zu thun haben. Sollen es die Bürger des neuen Staates zusammen thun? Sie bestehen aus Christen, (Katholiken, Protestanten, Lutheranern, Reformirten, Wiedertäufern, Quäkern, Neukatholiken), Juden, Freikirchlern, Gottesläugnern u. s. w.; sie können es nicht bestimmen, weil sie unter sich nicht einig, einander entgegen sind. Wer soll denn bestimmen, was soll denn werden? Man hat zwei Vorschläge gemacht, die bei Manchen gut gemeint sein mögen, aber von wenig Einsicht zeugen und Verstand.

Nämlich, Einige rathen: Man trage den lieben Kindern ganz unpartheiisch den Inhalt der verschiedenen Religionslehren, die Lehre der Christen, der Juden, der Muhamedaner, der Katholiken, der Protestanten ꝛc. vor, und dann mag ein Jedes der lieben Kinder ganz unpartheiisch eine dieser Lehren wählen und annehmen.

Soll ich den Vorschlag ernsthaft behandeln? Man muß jetzt manchen Unsinn erwägen und widerlegen, als ob ein Sinn darin steckte, weil in der aus ihren Fugen gerissenen Zeit, wo die Menschen ihren Halt verloren haben, tolle Schwarmgeister für große Weise und die bornirteste Dummheit für große Klugheit gilt, gutherzige Leute sich Dinge aufbinden lassen, die sonst jedes Kind, das die geringste Schule durchgemacht, als tollen Unsinn verlachte; aber dieser Vorschlag ist

denn doch so sinnlos, daß man erwarten sollte, jeder, der nicht als unverbesserlich aufzugeben, müßte einsehen, die Kinder, die nach ihm unterrichtet, würden am Ende ihrer Schulzeit, wie jener Schüler den Kopf sich halten und sagen:

„mir wird von alle Dem so dumm,
„als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum."

Der andre Vorschlag lautet: Man lasse die christlichen Prediger die Kinder, deren Eltern es begehren, außer der Schule im Christenthum, — die jüdischen Rabbiner ihre Kinder im Judenthum, — den Geistlichen jeder Sekte in seiner besondern Lehre, — in der Schule des Staates aber lasse man die Kinder unterrichten in der — allgemeinen Religion. Kann jener erste Vorschlag nur wenige Anhänger finden, so hat dieser wirklich mehrere gefunden. Was ist denn das aber für eine Religion, die allgemeine? soll es eine Religion sein, die alle hören mögen? die für alle paßt? was paßt denn aber für alle? Der Catechismus und das Gesangbuch, die wir bisher gehabt, paßten nicht für alle, nicht einmal für die Katholiken; diese Bücher müßten also fort aus den Schulen. Das neue Testament paßt nicht für die Juden, also weg auch mit dem. Das alte Testament? wie Viele giebt es, denen das noch weniger paßt. Der Herr Christus, sein Wort, sein Leben, sein Sterben? davon will auch eine große Menge nichts wissen. Gott, der allmächtige Schöpfer im Himmel? es giebt Leute, die ihre Kinder an den auch nicht werden glauben lassen wollen; von dem also dürfte auch in der allgemeinen Religion der Schule keine Rede sein. Was bleibt denn aber nach? Ja, meinen manche, so eine gute Lehre darüber, wie die Leute gegen einander handeln sollen; das heißt denn aber doch nicht allgemeine, sondern keine Religion.

Andere verstehen den Vorschlag anders und nehmen, in wohlwollendem Sinn, die Sache ernster; sie sagen: Die allgemeine Religion ist das, worin, wenn man wegläßt, was jeder Glaube und jede Sekte Besonderes hat, alle übereinstimmen; sie nennen das Eine und das Andre, etliche Lehren, worin, wie sie meinen, alle einig wären; sie nennen Gott, Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit. Nun irren sie freilich gewaltig, wenn sie meinen, alle würden sich auch nur zu diesen Worten bekennen; wer gründlicher zugesehen, weiß, daß es nicht der Fall ist; aber davon abgesehen, so wie ich meinen Mund aufthue, um über diese Lehren zu reden, — ausspreche, was ich mit den Worten meine, so werden bei den ersten Aussprüchen darüber, die Glieder der andern Kirchen und Sekten darein fahren und sagen, das ist nicht das Allgemeine, so

denken wir nicht darüber, das darfst du in der Schule nicht lehren. Es würde sehr bald an den Tag kommen, daß wir in den Worten allenfalls stimmen, aber in den Sachen nicht, wir denken und fühlen dabei inwendig etwas ganz Anderes; wollten sie diesen Vorschlag zur Ausführung bringen, so würde sich in Kurzem zeigen, sie bringen nicht das Allgemeine von allem Andern, sondern einen neuen, besondern Glauben neben die Anderen; und wenn sie sich ehrlich fragen, so werden sie gestehen müssen, wir meinen, die allgemeine Religion ist eigentlich die wahre; in den Anderen ist zu dieser nur noch mancherlei Menschliches hinzugefügt, was wir verwerfen, und durch unsre allgemeine Lehre allmählig verdrängen wollen. Sie würden, käme es zur Ausführung, auch sehen, daß sie mit ihrer Lehre, wenn sie wirklich bei dem, was sie das Allgemeine nennen, stehen bleiben, bei Niemandem, am wenigsten aber bei den Kindern etwas ausrichten; frommen Sinn, lebendigen Trieb zu Gott, Geist werden sie nicht damit erzeugen; ich fürchte, sie würden vielmehr die schmerzliche Erfahrung machen, daß in den Religions-Stunden die Kinder sich des Einschlafens nicht erwehren, und, um sich zu schützen davor, unter dem Tische mit einander allerlei Spielwerk beginnen würden.

Alles Lebendige und Leben Erweckende ist ein Besonderes, Eigenthümliches; das Allgemeine ist ein Gedankending, das wir uns in der Einbildung gemacht, nichts Wirkliches. Es giebt einen Apfel-, einen Birn-Baum, Eichen-, Buchen-, Pappel-Bäume; das sind wirkliche Bäume, die treiben Frucht und wieder Saamenkorn; einen Baum aber, der nicht ein bestimmter Baum, nur Baum wäre, einen allgemeinen Baum giebt es nicht, der existirt nur in Deinem Kopf, und da und von da aus treibt er keine Frucht. Es giebt eine deutsche, eine englische, eine schwedische Sprache; eine allgemeine Sprache aber, die ist nirgend zu finden. Aehnlich ist es mit der Religion; eine allgemeine Religion lehren wollen, aber ja keine bestimmte, wäre eben so thöricht, als die Kinder wohl sprechen lehren wollen, aber ja nicht deutsch, nicht englisch. Versuche das einmal.

* *
*

Wenn es nun mit der allgemeinen Religion nicht geht, und alle Religionen in der Schule vortragen nicht praktisch ist, und die Religions-Stunden weglassen auch nicht hilft, da der religiöse oder irreligiöse Geist in allen Stunden sich nicht dämpfen läßt, sondern weht, wo und wie er will; wenn der Staat nicht bestimmen kann, welcher Geist das sein soll, da

er keinen zu haben behauptet, und die ganze Bürgerschaft eben so wenig, da in ihr so viele Geister herrschen, — ja, so komme ich zurück auf das Anfangs Gesagte, müßte von Rechtswegen der Staat auf die Schule verzichten. Das will er aber und wird er nicht; er wird Schulen errichten, und in diesen Schulen wird wehen ein bestimmter Geist, der Geist des neuen Staats, der sie stiftet, leitet, die Lehrer bildet und anstellt, die Lehrbücher macht und einführt.

Welcher Geist das aber ist? wir können nicht anders, und wer da weiß, was er will und aufrichtigen Sinnes ist, der wird nicht anders können, als eingestehen, der Geist der diejenigen beseelt, die den neuen Staat begehren, die dahin streben, obenauf zu kommen und hoch genug schon gekommen sind, der Geist dieser Herren, und der Geist des Christenthums stehen einander schnurstracks entgegen.

Dort ist der Geist, der — emancipirt, los von allen den heiligen Mächten, die unabhängig von uns, höherer Quelle entsprungen, über uns walten; emancipirt insbesondere von der göttlichen Macht, die von Christus ausgegangen in die Welt, — auf sich selber ruhen, nur abhängen will von sich und von dem, was er selbst erdacht und gemacht.

Hier der Sinn, der da weiß und fühlt, — von ihm, durch ihn, in ihm sind alle Dinge; was habe ich, das ich nicht empfangen habe? — und das mit Freuden fühlt nnd bekennt, weil er weiß, der, durch den ich lebe, webe und bin, ist mehr, ist besser, ist ein ganz Anderer als ich, der ich, mir selbst überlassen, eine arme und jetzt zerrüttete und verdorbene Creatur bin.

Nicht dieser Geist der Demuth, sondern jener Geist des hochfahrendsten Stolzes wird es sein, der die Lehrer, die Lehrbücher, die ganze Schule durchdringen und sich den Kindern der Staatsschule mittheilen wird und ihnen mitgetheilt werden soll. Mögen nun die Leute, die diesem Geiste huldigen, mögen die Kirchen und Sekten, die aus diesem Geiste geboren sind, ihre Kinder in die Schulen schicken, — wir Christen können das nicht und werden das nicht. Wir müssen auf Schulen bestehen, in denen der Geist Christi waltet, dem wir dienen und den wir unsern Kindern mittheilen wollen; — wir haben solche Schulen noch, und diese Schulen sind unser Eigenthum: der Geist Christi hat seine Gemeine getrieben, solche Schulen zu schaffen, sie hat sie aus ihren Mitteln erbaut, sie hat sie aus ihren Mitteln erhalten, sie sind unser; — es wäre ein Raub an fremdem Eigenthum, wenn der neue Staat sich vermessen

wollte, sie uns zu nehmen; wir sind verpflichtet, heilig verpflichtet, alle rechtlichen Mittel anzuwenden, um, was die Väter uns überlieferten, festzuhalten und unseren Kindern nachzulassen; und würde Gewalt gebraucht werden, raubte, stöhle man uns unsre Schule, nun so müßten wir neue schaffen, — koste es, was es koste, — und in diesen christliche Lehrer wieder anstellen, unsre Bibel wieder hinein bringen, das Christenthum wieder lehren, im christlichen Sinn unsre Kinder erziehen. Sie sollen auch lernen, was dem Menschen zu wissen nöthig ist, und was er in der Zeit und der Umgebung, in der er lebt, braucht; wir werden die menschlichen Kräfte, die in unsren Kindern schlummern, gern auch entwickeln und menschliche Bildung, die ächte, ihnen gern verschaffen, und thäten groß Unrecht, wenn wir das versäumten, — aber die Hauptsache bleibt es, wie überhaupt und überall, so auch in der Schule, daß die Seele zu Gott geführt werde und das kann sie nur durch den, den Gott uns zum Führer gegeben, Jesum Christum, den Herrn.

V.

Die Ehe.

Es soll Alles anders werden, darum soll es auch mit dem Ehestand nicht beim Alten bleiben; wir wollen auch das genauer ansehen: Was war die christliche Ehe, in der wir bis jetzt gelebt, und was soll nun aus derselben werden?

Zu einer christlichen Ehe gehört, daß Ein Mann und Ein Weib mit einander leben. Ein Mann, sage ich, und Ein Weib; ein Leben, wie es die Türken führen, wo ein Mann drei, vier Weiber, oder wo die Großen ganze Häuser voll Weiber haben, das kann man ein ehelich Leben nicht nennen; da ist die Ehefrau keine Ehefrau, die Weibspersonen da nennt man nach christlichem Urtheil mit ganz andren Namen.

Weiter aber gehört zu einer christlichen Ehe, daß Mann und Weib sich verbinden für das ganze Leben, unzertrennlich und unauflöslich bis zum Tode. Eine Verbindung, die geschlossen würde für einige Jahre, so lange als die Beiden Lust haben, wäre keine Ehe und noch weniger eine christliche Ehe. Die Auflösung einer einmal geschlossenen Ehe, die Ehescheidung nennt unser Herr Christus Ehebruch. „Wer sich von seinem Weibe scheiden läßt, der bricht die Ehe;“ und eben so, „wer eine Abgeschiedene freiet; was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen.“

Gehen wir aber tiefer noch in die Sache hinein; zu einer christlichen Ehe gehört nicht nur diese äußere Verbindung — sondern auch ein Innerliches, und das ist die Liebe, die Gemeinschaft der Herzen durch die Liebe. Ein Zusammenleben von Mann und Frau der Art, daß sie zwar Ein Haus be-

wohnen, daß der Mann das Brod verdient und die Frau das Essen kocht und den Hausstand in Ordnung hält. — beide aber nur so neben einander hingehen, jeder für sich, als ob sie im Grunde ein paar fremde Leute wären, die weiter innerlich nicht zu einander gehörten; nicht wahr, eine christliche Ehe könnten wir das nicht nennen? Zur rechten Ehe gehört, daß die beiden in Herz und Seele Eins sind, Eins werden, wie das durch die Liebe geschieht. Wo diese fehlt, da fehlt in Gottes Augen das Wesen der Ehe.

Gott will ja überhaupt Gemeinschaft unter den Menschen haben, sie sollen nicht so jeder für sich bleiben und den Andren fremd, sondern je inniger verbunden sie sind, desto lieber ist es ihm. Auf einen Zustand, wie er unter den Wilden ist, wo jeder sein Reich allein hat, schaut er nicht mit Freuden herab; der Mensch gedeiht auch nicht, der allein lebt; wie der Christ ein rechter Christ wird — nur unter Christen, so wird schon ein rechter Mensch nur — unter Menschen. Daher nach Gottes Willen die bürgerliche Gemeine; sie entsteht und von selbst, von innen heraus, sobald mehre bei einander leben, in denen die edlere Menschennatur erwacht. Daher die kirchliche Gemeine; sie entstand alsobald, da das Christenthum in den Herzen der Menschen Wurzel faßte. Aber diese Verbindungen bringen doch die Herzen der Menschen so recht noch nicht zusammen; es ist so Vieles, äußerlich und innerlich, was uns von unsern Mitbürgern und unsern Mitchristen trennt; so recht und ganz Eins werden wir auf Erden mit den meisten Menschen nicht. Darum ist die Ehe, — auf daß in ihr doch zwei Menschen wenigstens überall, wie die Bibel so schön sagt, Ein Herz und Eine Seele werden. Sie sollen alles mit einander haben, nicht nur Geld und Gut, und Haus und Hof, die äußeren Schätze, sondern auch die innerlichen, das Denken und Fühlen und Wollen und Streben; was die Seele des Mannes bewegt — das soll er willig mittheilen, und das soll fröhlich aufnehmen die Frau und umgekehrt, — was sie bewegt von menschlichen Dingen und auch und noch mehr von göttlichen Dingen; in diesen wie in jenen soll der Eine je länger je mehr sich hineinleben in den Andern — so daß sie beide nicht wie zwei leben, sondern wie Eins werden, die Welt und die Menschen, den Himmel und ihren Gott zusammen haben.

Wo das fehlt, wo auch das Streben danach nicht ist, da fehlt das, was vor Gott die Ehe zu einer rechten Ehe macht. Wo auch das S t r e b e n fehlt, sage ich, und mit Absicht, denn die Gemeinschaft selbst in ihrer Vollendung, die fehlt in vielen Ehen und ist von vornherein in keiner; das

weiß ein Jeder aus eigener Erfahrung. Welch' ein Segen ist grade in dieser Beziehung das Gesetz: **Die Ehe ist unauflöslich.** Oh, hätte das nicht gegolten, wie viele Ehen wären getrennt, so wie die Menschen, wie auch die Christen noch sind, statt daß jetzt, genöthigt durch das hart scheinende, aber doch so heilsam wirkende, Gesetz, alle, in denen auch nur etwas von Zuneigung zu einander bleibt von dem ersten Rausch der Liebe, etwas von Ehrfurcht vor Gott und seinem Willen sich findet, ausharren in dem Bemühen, sich in einander zu schicken und zu fügen, wegzuräumen, was trennend zwischen ihnen steht, um dem Ziele näher zu kommen.

Endlich aber, zur Ehe gehören auch die Kinder und zur rechten Ehe die rechte gemeinsame Sorge für die Kinder; die Ehe, der Hausstand ist ja der Platz, wo der Mensch, — immer die nachwachsenden Geschlechter zu Menschen und zu Christen herangebildet werden, wo das Wichtigste, die Hauptsache für die Erziehung derselben geschieht. Es versteht sich, daß die Eltern das Brod den Kindern schaffen, die sie in die Welt setzen, daß sie die in den Kindern schlummernden Keime und Kräfte des menschlichen Wesens wecken, nähren, ausbilden; um aber ein christlicher Vater und eine christliche Mutter zu sein, gehört auch, daß die Kinder zu ihrem Heiland und ihrem Gott geführt werden, daß also das Gewissen, diese heilige Gotteskraft, geweckt nnd lebendig gemacht, durch dasselbe das Kind Christum begehren lerne, und vermittelst seiner mit Gott in Gemeinschaft trete. Eltern, die ihre Kinder in dem Christen-Glauben nicht taufen lassen und erziehen, sondern sie aufwachsen lassen ohne Christus und Gott den Herrn, die sind christliche Eheleute nicht zu nennen.

So haben wir dem Worte Gottes gemäß über die christliche Ehe in der Kirche des Herrn von je geglaubt und gedacht; darum, wenn in der christlichen Gemeine ein junges Paar sich meldete als solche, die den Ehebund mit einander schließen wollten, so wurde ihnen in bestimmter Stunde, in Gegenwart von christlichen Zeugen, was wir eben über die Ehe gesagt, noch einmal ernstlich vorgehalten; nicht gerade mit denselben Worten, aber dem Sinne nach. In der hamburgischen kirchlichen Vermahnung z. B. wurde ihnen gesagt:

„So ernstlich Gott in seinem Wort sich gegen jede Unreinigkeit erklärt, so gewiß ist es, daß man in einer rechtmäßigen Ehe, die in seiner Furcht angefangen und fortgesetzt wird, zu seinem Wohlgefallen leben kann," — dann heißt es: „Ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und seiner Frau anhangen, darum muß er mit unveränderter Treue ihr

ergeben sein" u. s. w. Darauf: „Die Frau muß seine Liebe mit beständiger Gegenliebe vergelten" . . . endlich: „Segnet Gott die Ehe mit Kindern, so muß es ihre vornehmste Sorge sein, diese nicht allein für die Erde, sondern auch für den Himmel zu erziehen, darum müssen die Kinder in dem selig machenden Worte Christi gründlich unterwiesen und von den Eltern, beides mit Unterricht und Beispiel zu allen christlichen Tugenden angeführt werden" u, s. w.

Nachdem ihnen nun das vorgehalten, werden sie aufgefordert:

„Wenn Ihr nun gesonnen seid, Euch zu Eheleuten zu „nehmen und die von Gott befohlene Liebe nnd Treue im Glück „und Unglück zu bewahren, auch nicht eigenmächtig Euch zu „scheiden, sondern treu einander anzuhangen, bis Gott durch „den Tod Euch trennt, so versprechet das, vor Gott und „dieser christlichen Versammlung, an Eides Statt, mit einem „wohlüberlegten und feierlichen Ja."

Ist das Ja gesprochen, sie wollten zu solcher Ehe zusammentreten, so werden in Gottes Namen ihre Hände in einander gelegt, wird ihre Ehe für eine rechtmäßige erklärt, und ihnen der Segen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes, ertheilt. Das junge Paar geht dann hin, als in Gott verbunden, mit der Zuversicht, sie beginnen ein christlich Werk und können, so sie Wort halten, der gnädigen Fürsorge Gottes in guten und bösen Tagen sich getrösten.

Also haben wir es in der christlichen Gemeine seit 1800 Jahren mit der Ehe gehalten; bis dahin hat der Herr Christus die Menschheit in dieser, sonst so gefährlichen und oft so wild und wüst mißbrauchten, Gemeinschaft von Mann und Weib gehoben; aus der fleischlichen Verbindung hat er eine so herrliche und heilige Sache gemacht, und nun — jetzt soll das wieder anders werden. Wie denn? das wird das Folgende klar machen.

Der Staat, oder die neue, umgewandelte Obrigkeit führt, wie man das nennt, die Civil-Ehe ein, und verlangt die christliche Ehe nicht mehr; Civil-Ehe aber heißt auf deutsch: Bürgerliche Ehe, und mit der verhält sich's so:

Braut und Bräutigam brauchen fortan nicht mehr zu geloben, eine christliche Ehe führen zu wollen und können ohne den Segen Gottes zu. Sie können nur auf das Stadthaus, das Rathhaus gehen, und dort vor dem dazu angestellten Beamten erklären, wir wollen als Mann und Frau mit einander leben; dann werden ihre Namen angeschrieben, ihre Hände vielleicht noch in

einander gelegt, und — sie sind Eheleute; die Kinder, die sie zeugen, werden für eheliche Kinder erklärt und können erben, was sie nachlassen. Darauf gehen sie hin und fangen nun ihr Leben mit einander an.

Mehr noch. Es wird nicht verlangt, daß sie beide Christen seien, der Christ kann eine Jüdinn, könnte auch eine Türkinn und der Jude eine Christinn heirathen; nach dem Glauben, nach der Religion wird gar nicht gefragt; ob sie ihre Kinder wollen taufen, oder ob sie sie wollen beschneiden, oder ganz ohne Alles aufwachsen lassen, gleichviel, darum kümmert sich die Obrigkeit nicht mehr.

Das bedeutet die Civil-Ehe; ein Jeder sieht, daß solche Ehe eine christliche nicht ist.

Fragst Du, lieber Leser, was soll denn das, was haben denn die Menschen davon, was will denn die Obrigkeit damit? — so antworte ich:

In der neuen Ordnung der Dinge hat der Staat und die Obrigkeit kein Christenthum, überhaupt keine Religion; sie ist keine christliche mehr, und daraus folgt von selbst, daß sie auch die christliche Ehe nicht mehr fordern kann. Wem Jenes einmal klar geworden, für den versteht sich dieses von selbst; es ist begreiflich, daß viele sich in jene neue Ordnung nicht so leicht finden können, denn es ist was ganz Neues und ein Gewaltiges, ein Rückschritt auf dem Wege, den die Menschheit seit 1800 Jahren gegangen ist, ein Abfall vom Christenthum, den die meisten Menschen sich gar nicht als möglich gedacht.

Es steckt aber freilich noch mehr dahinter; für Manche, für die Leute, die entschieden feindlich gegen alle Religion und alles Heilige, für die, die in dem Glauben an den lebendigen Gott das Unglück und die Quelle des Verderbens für die Menschheit sehen, ist die Civil-Ehe nur der Anfang von dem, was sie wollen. In dieser Ehe leben doch noch Ein Mann und Ein Weib und nach einer Ordnung mit einander. Das wollen sie aber auch weg haben; der fleischliche Umgang von Mann und Weib soll ganz, frei nennen sie es, ganz zügellos werden. Aus der Ehe entsteht die Familie, der Hausstand, die Gemeinschaft von Eltern und Kindern, und die soll auch weg; die erzeugt ja den Unterschied unter den Menschen, und den wollen sie nicht; der hängt ja zusammen mit der Ordnung, die wir bisher gehabt, und die soll eben nicht bleiben, — es soll Alles anders werden, und darum muß vor Allem die Familie, die Ehe weg, — sie ist ja die Grundlage von Allem, wird die zerstört, dann stürzt das Ganze zusammen. Fragst Du, was soll denn aber werden? — ja frage die Herren, was

sie hoffen und wünschen -- ich sehe daraus nur entstehen eine Hölle auf Erden.

So weit sind wir aber noch nicht, und wir wollen und sollen thun, was wir können, damit es dahin nicht komme; daher frage ich, wenn jene Herren, die die Ehe auflösen wollen, und die bürgerliche Gemeine sammt ihrer Obrigkeit eine christliche Ehe nicht mehr fordern, wollen wir darum auch auf sie verzichten, oder sind wir darum genöthigt, sie fahren zu lassen? Nein, sage ich, sondern wir sind verpflichtet, sie festzuhalten, und können, so lange wir Christen sind, von ihr nicht lassen. Alles, was ich thue, soll ich thun im Namen des Herrn — wer fühlt nicht seine Schwäche? alles thue ich noch nicht im Namen des Herrn, aber in die Ehe treten, das Werk, — von dem das Glück und das Heil für Mann und Weib und die Kinder und das Geschlecht abhängt, das von uns stammen wird, — das soll ich beginnen nur mit der Policei, ohne mit meinem Weibe vor Gott zu treten, ohne ihm mein Gelübde zu bringen, ohne seinen Segen zu begehren?! Und nun gar mit einer Jüdinn oder Heidinn die Ehe schließen! Können zwei Menschen Ein Herz und Eine Seele werden, wenn der Eine Gott anbetet als sein höchstes Gut, und der Andere einem Götzen dient? oder dieser Christum als seinen Heiland liebt, während jener ihn einen Samariter und Gotteslästerer schilt? Können zwei Menschen eins mit einander werden, wenn sie in dem Innersten und Tiefsten ihres Wesens, in der Religion, in ihrem Verhältniß zu Gott uneins, einander entgegen sind? Ja, wenn ihnen Christenthum und Judenthum nur sitzt im Kopf und auf den Lippen, dann fragen sie nicht danach; ist es ihnen aber eine Sache des Lebens, so ist eine rechte Ehe zwischen ihnen unmöglich. Und wollten sie den Gegensatz für sich auch tragen und dulden, wie könnten sie es im Blick auf die Kinder? Wie sollen diese erzogen werden, wenn der Vater ein Christ, die Mutter eine Jüdinn ist? Soll das Kind jetzt seinen Vater vor Christo sich beugen sehen und nachher die Mutter ihn verlachen hören? Sollen sie heute mit der Mutter den Sabbath feiern und in die Synagoge gehen, und morgen, am Sonntag, mit dem Vater in die Kirche? Soll die eine Hälfte der Kinder getauft, die andere beschnitten werden? Sollen die Kinder hören, wenn Vater und Mutter mit einander davon reden, wie uneins sie sind; oder soll im Hause von Gott und göttlichen Dingen, weil das Streit giebt, kein Wort geredet werden?! Das arme Haus, die armen Kinder, deren Eltern nicht, nicht einmal in ihrem Glauben einig sind! Wahrlich, der Abscheu, den unsre Väter und den wir bis jetzt

gefühlt haben bei dem Gedanken an eine Ehe zwischen Juden und Christen, der ist nicht künstlich von außen gemacht und ruht nicht auf einem Vorurtheil, ist nicht eine leere Einbildung, — er hat einen tiefen Grund in der Natur der Sache.

Wie ferner sollen sich die christliche Gemeine, ihre Vorsteher und ihre Lehrer verhalten zu der Sache? Wird jene die neue Ehe als eine christliche anerkennen können? Sollen die Prediger in Schule und Kirche lehren, daß sie eine Ehe sei nach Christi Sinn, es bedürfe des christlichen Gelübdes und des christlichen Segens nicht? Darf der Diener Christi an einem Christen und einer Jüdinn, wenn sie die Trauung begehren, diese vollziehen, den Segen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes über sie sprechen; über eine Jüdinn, die an den Sohn nicht glaubt, über ein Paar, das ja nicht versprechen kann, seine Kinder zu Christo zu führen? Ja, können wir einem Glied der Gemeine, das in solcher Ehe lebt, seine Kinder im Christenglauben nicht erzieht, vielleicht nicht taufen läßt, können wir einem Solchen, wenn er begehrte, zum Altar zu gehen, dort das Abendmahl reichen?

Das sind sehr ernste und folgenreiche Fragen; aber ich meine, wir können nicht Ja dazu sagen, sondern müssen einen Menschen, der so handelt und lebt, ansehen und behandeln, als einen Solchen, der abgefallen ist vom Glauben und ausgetreten ist aus der Gemeine des Herrn.

Was steht uns Alles bevor, wenn die Dinge, die jetzt berathen werden, zur Entscheidung kommen, wenn nun wirklich ausgeführt wird, was zum Theil schon beschlossen ist! Die Frankfurter Herren haben beschlossen die Einführung dieser Civil-Ehe und in vielen der einzelnen Staaten sind ihre Beschlüsse anerkannt und bekannt gemacht; die Herren, die in Hamburg jetzt berathen, — haben große Lust, noch weiter zu gehen als jene. Das ist traurig, ja wohl, aber es ist so, und darum gilt es, daß wir die Dinge kennen, über den Stand der Sache uns klar, recht klar werden, und daß wir uns rüsten, damit, wenn die Stunde schlägt, ein Jeder für sich und sein Haus wisse, was er vor Gott und seinem Gewissen zu thun und zu lassen hat.

VI.

Die Arbeit.

Auch über sie noch ein Wort. Ich beginne aber mit einer Erklärung, die der Apostel Paulus in seinem zweiten Brief an die Thessalonicher 3, 6 und 10—12 in Beziehung auf diesen Gegenstand gegeben hat. Er sagt dort:

„Wir gebieten Euch, lieben Brüder, in dem Namen un„sers Herrn Jesu Christi, daß Ihr Euch entziehet von jedem „Bruder, der da unordentlich wandelt und nicht nach der „Satzung, die er von uns empfangen hat . . . . Da wir bei „Euch waren, geboten wir Euch solches, daß so jemand nicht „will arbeiten, der soll auch nicht essen. Denn wir hören, „daß etliche unter Euch wandeln unordentlich und arbeiten „nichts, sondern treiben Vorwitz; solchen aber gebieten wir „und ermahnen sie, durch unsern Herrn Jesum Christum, daß „sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brod essen.“

Ebenso sagt er im ersten Briefe an dieselbe Gemeine: „Ringet danach, daß Ihr stille seid und das Eure schaffet, und „arbeitet mit Euren eignen Händen, wie wir Euch geboten „haben, daß Ihr ehrbarlich wandelt gegen die, die draußen „sind und ihrer Keines bedürfet.“

Aus dieser Erklärung des Apostels, wie aus so manchen andern, und dem ganzen Inhalt und Geist der Bibel sehen wir, daß es eine Unwahrheit ist, wenn die Feinde unsrer heil. Schrift den Leuten sagen, der Bibel könnten wir nicht folgen, denn die verlange, daß wir immer nur beten sollten; sie zeigt uns, daß der Apostel vielmehr auf die Arbeit, auf die ordentliche und geregelte, die beharrliche, treue, gewissenhafte Arbeit große Stücke hält. Er drückt sich sehr stark aus und scharf — dem unter Euch, dem Gliede der christlichen Gemeinde, das

nicht arbeiten will, sondern träge die Hände hängen läßt, oder umherläuft und schwatzt und klatscht, oder vorwitzig sich in Dinge mischt, die ihn nicht angehen und darüber seinen Broderwerb versäumt, zurückkommt und am Ende nicht hat, was er braucht, darum andern zur Last fällt, dem gebt Brod und Geld nicht weichherzig und schwachherzig nur so hin, sondern laßt ihn den Hunger fühlen; „wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ Mehr aber noch, er verlangt, daß die christliche Gemeine von einem solchen Menschen sich zurückziehen, ihn gar nicht mehr als ein rechtes Mitglied ihrer Gemeine ansehen, sondern ihn ausschließen solle aus ihrer Mitte; „im Namen Christi, entziehet Euch von solchem Bruder.“

So hoch dachte der Apostel von der Arbeit, einen solchen Werth legte er auf die geregelte Thätigkeit; in Folge davon ist es denn auch einer der köstlichen Wahlsprüche der Christenheit geworden und geblieben: Bete und — arbeite. Neben das Beten, auf das sie ja allerdings einen sehr großen Werth legt, stellt sie gleich das „Arbeite“, und spricht es immer in Einem Athem aus — Bete und arbeite; zwei Dinge, aber unzertrennlich verbunden.

Fragen wir nun, welche Arbeit es ist, an die der Apostel dachte, so treffen wir es gewiß, wenn wir zuerst sagen, er hatte überhaupt das Arbeiten, die ordentliche, geregelte, beharrliche Thätigkeit im Sinne; aber sehen wir genauer zu, so hat er dennoch eine bestimmte Art von Arbeit gemeint. Diese Gemeine nämlich, wie überhaupt die ersten Christen-Gemeinen, bestand nicht aus hohen, vornehmen Leuten, noch weniger aus Gelehrten sondern aus Handwerkern, vielleicht auch Landleuten; es gehörten auch wohl Tagelöhner, Knechte und Mägde dazu. Die Arbeit dieser Leute also hatte er im Sinn, die Arbeit mit den Händen war es, auf die er so großen Werth legte.

In dieser Achtung vor der Arbeit stimmen nun jetzt leider Viele nicht mit dem Apostel überein; schon seit längerer Zeit hat sie sich aus ihren Herzen verloren. Viele Große und Gelehrte meinen, vor ihrer Arbeit, der Arbeit der Gelehrten, der Doctoren, Pastoren, Juristen, auch der Kaufleute, vor aller der Arbeit, bei der der Geist des Menschen thätig sei, davor könne man wohl Achtung haben, aber die bloße Händearbeit, das Graben und Pflügen und Düngen, das Zimmern und Hammern und Nähen — was sei daran Achtungswerthes! Sie bedauern den Handwerker, den Landmann, oder wenn sie weniger theilnehmend sind, sehen sie mit Geringschätzung auf ihn herab; und nun gar den Tagelöhner, den Knecht und die

Magd, die verachten sie, weil sie vom Morgen bis zum Abend nur solche geringe Geschäfte treiben, nichts sind, wie sie meinen, als Handarbeiter, und dünken sich, weil sie mit dem Geiste wirken, über sie erhaben. Es ist aber weiter noch damit gekommen; viele unter denen, die von ihrer Händearbeit leben, bedauern, ja verachten fast sich selbst schon und ihren Stand; sie schämen sich nur ein Handwerker, nur ein Landmann zu sein und gäben viel darum, wenn sie den Spaten, den Hammer und die Nadel könnten ruhen lassen und statt ihrer die Bücher in die Hand nehmen; statt in der Werkstätte zu arbeiten, könnten in der Gesellschaft der Gelehrten sich unterhalten. Geist! Geist! denken sie, was ist die Hand dagegen!

Sehen wir die Sache genauer an.

Die Leute, welche den Arbeiter so bedauern, hätten ganz recht, wenn er, der Landmann, der Handwerker, der Tagelöhner zu seiner Arbeit von nichts Anderem getrieben würde und bei seiner Thätigkeit von nichts Anderem innerlich beseelt wäre als von dem Hunger und der Habgier. Vor einem Arbeiter, der nur arbeitet, um Brod und Geld zu haben — nur sage ich, denn der Hunger treibt uns alle auch, wir brauchen Brod und brauchen Geld, — wen aber nichts weiter zu seiner Arbeit treibt, den könnte ich auch nicht achten. Er wäre ja im Grunde nichts mehr, als das Pferd, das auf der Weide gras't; — da treibt nur der körperliche Trieb — ich kann das schöne Thier bewundern und finde es sehr natürlich, daß es Gras frißt und sich das Beste aussucht, aber eine Achtung, eine geistige, sittliche Achtung fühle ich ihm gegenüber nicht.

Solche Arbeiter giebt es nun allerdings gar manche unter den Handwerkern, den Landleuten, den Tagelöhnern; aber giebts deren etwa nur unter ihnen? Wie mancher Schriftsteller schreibt seine Bücher, wie mancher Pastor macht seine Predigten, wie mancher Lehrer hält seine Stunden nur — um des lieben Brodes willen, und dann habe ich vor seiner Arbeit eben so wenig Achtung, als vor dem, der den Dünger schiebt, weil er des Mittags sein Essen und des Abend seine 4 Groschen bekommt.

So gewiß ich aber weiß, daß mancher Gelehrte noch was Anderes will als Brod, wenn er seinen Kopf müde studirt, so gewiß weiß ich auch, daß mancher Landmann, wenn er im Schweiß seines Angesichtes pflügt, noch was Anderes im Sinne hat, als sich den Geldsack zu füllen. Ihn treibt zu seiner Arbeit der Geist so gut, wie jenen.

Forschen wir nur tiefer nach. Hat der Landmann nicht seine Freude auch daran, wenn nun eine Furche, indem er

pflügt, sich an die Andre reiht und zuletzt der ganze Acker wohl umgearbeitet vor seinen Augen da liegt? und wenn sie nun keimt, die junge Saat, und wenn sie nun aufwächst frisch und grün, und wenn es nun dasteht, das Weizenfeld mit vollen Aehren, wogend und wallend vom Winde bewegt — wenn es dasteht — durch Gottes Segen, ja wohl, aber doch auch durch seine Arbeit und Mühe, — macht ihm nur der Thaler, den er dafür lösen wird, nicht die Pracht des schönen Feldes auch und die Arbeit, die er darauf verwendet hat, herzliche Freude? Und diese Freude, ist sie nicht schon eine Freude, die aus dem Geiste stammt?

Ebenso der Handwerker, wenn er den rohen Baum behaut, und aus dem Holz die Dielen schneidet, und die Dielen behobelt und zusammenfügt, und dann sie reibt und polirt, so daß zuletzt ein stattlicher Schrank, regelrecht und ohne Makel, blank und schimmernd und scheinend dasteht; wenn er ihn hinschiebt zu dem, der ihn bestellt, und der Frau und Kinder ruft, daß sie das schöne, neue Stück Möbel beschauen sollen, freut das nicht ihn, den Meister auch, der es gemacht? Er nimmt die Thaler, die Bezahlung mit, — natürlich, — aber nimmt er nur die in der Tasche, nicht im Herzen auch was mit nach Hause, die Freude an dem Werk, auf das er Mühe und Arbeit gewendet, das nun aber vollendet und gelungen ist; und ist diese Freude nicht eine Freude, die aus dem Geiste stammt?

Ferner, wenn er arbeitet, der Mann, denkt er dabei nicht auch an sein Weib und seine Kinder, daß er arbeitet für sie; daß er mit seinem Fleiß die Seinigen ernährt, Speise und Trank und Kleider und Schuh und Dach und Fach ihnen erwirbt; und treibt nicht eben die Liebe zu Frau und Kindern ihn, wenn es auch sauer fällt, treu und fleißig auszuharren? Denkt er nicht auch an das Schulgeld für die Kinder, und an die Bücher, die Federn und das Papier und alle die Sachen, die sie da brauchen; und arbeitet heute und morgen, und fängt am Montag wieder an, wo er am Sonnabend stehen geblieben, und manchmal in die Nacht hinein, — damit er doch habe und behalte, um seine Kinder tüchtig was lernen zu lassen, daß sie wackere Menschen, ehrliche Bürger und fromme Christen werden? Denkt er nicht auch daran, daß er seiner Tochter einmal eine ordentliche Aussteuer, Linnen und die nöthigen Möbel mitgeben könne in ihren Ehestand; nicht auch daran, seinen Kindern einmal, wenn es auch nicht viel ist, doch etwas nachzulassen, für das sie ihrem treuen, fleißigen Vater an seinem Grabe danken können? Sollten von alle dem die Leute, die von ihrer Händearbeit leben, nichts denken, nichts in sich

haben? und dieser Trieb, wäre er nicht ein Trieb, der aus dem Geiste stammt? Wo der aber ist, und wäre er in einem, der die Straße fegt, oder die Stiefel putzt, da ziehe ich meinen Hut ab und freue mich an dem achtungswerthen Mann.

Ferner: Der Landmann hat fremdes Geld in seinem Hof, in seinem Hause; er muß Zinsen bezahlen; bringt er sie nicht, oder nicht zur rechten Zeit, so kommt der Gläubiger zu kurz, und er erscheint nicht als ein rechtlicher, oder doch nicht als ein accurater Mensch; darum auch arbeitet er mit Treue und Fleiß. Er gehört an — einer Gemeine, und deren Wohl und Weh hängt ab von ihren Gliedern; sie bedarf für ihre gemeinsamen Angelegenheiten des Geldes, das müssen die Einzelnen liefern; die Deiche und Dämme, die Wege und Gräben müssen erhalten, die Vorsteher und ihre Diener müssen besoldet werden; da sind die Feuercasse, die Armencasse u. dgl., daran müssen die Beiträge geliefert werden; es ist die Schule im Lande und die Kirche, die Gebäude sollen im Stande bleiben, und Lehrer und Prediger ihren Gehalt haben; die Landgemeine hängt zusammen mit der Stadt und dem ganzen Vaterlande, sie will auch nicht abgesondert stehen, einzeln nur für sich — darum, auch dorthin geht mancher Thaler. Es gehört etwas dazu in alle dem gerecht zu werden; soll er das, der Landmann, so darf er die Hände nicht in den Schooß legen; er will das aber, es ist ihm nicht recht, ist ihm ein Schimpf, da zurückzubleiben hinter den Andern; es wäre ihm ein Kreuz, wenn es von der Gemeine hieße, die bringt ihre Abgaben nicht auf, oder sie läßt ihre Schulen verfallen, oder die Nachbaren klagen über den schlechten Zustand der Wege und Deiche; darum arbeitet er, um, was an ihm ist, aufzubringen und beizutragen; er will, daß die Gemeine blühe und einen guten Namen habe.

Wie nun, ist dieser Trieb, wenn er ihn in seiner Arbeit beseelt, nicht ein Trieb, der aus dem Geiste stammt? sollt' ich verachten den treuen Arbeiter in diesem Sinn, weil er nur mit den Händen arbeitet, und nicht mit der Feder schreibt oder in den Büchern liest?

Weiter: Der Hof, den der Bauer besitzt, er hat ihn von dem Vater geerbt, seit vielen Jahrzehenden vielleicht ist er in den Händen seiner Familie gewesen, hat er auf diesem Namen schon gestanden. Oder: Das Handwerk, in dem jetzt ein Meister arbeitet, hat sein Vater schon in dem Ort getrieben; der Name B....e hat seit lange in der Stadt einen guten Klang gehabt, es ist der Name einer reellen, rechtlichen Handwerkerfamilie; manches Haus ist von B....e gebaut; oder: Als die Großmutter ihre Aussteuer bekam, hat ein B....e das Linnen gewebt,

zu einem B....e schickt die Enkelinn jetzt auch ihr Garn. Das weiß der Meister hier, wie dort der Bauer; den Hof nun zu verlieren oder verfallen zu lassen, die Kunden dort sich fort wenden zu sehen, den Kindern das Geschäft und den guten Namen seiner Väter nicht hinterlassen zu können, das thäte ihm bitter weh; darum auch arbeitet er treu und fleißig, ehrlich und reell; es fällt manchmal sauer, es kommen Versuchungen auch, aber er hält Stand und trägt den Sieg davon. Das ist ein Arbeiten, soviel man sieht, mit den Händen, aber liegt da kein Leben und Treiben des Geistes zu Grunde?

Endlich aber, die Stelle, wo er steht in der Welt, der Beruf, den er hat, die Kunden, die er besitzt, die Gemeine, in der er lebt, das Vaterland, dem er angehört, er hat sie sich nicht geschaffen und hat sich selbst nicht hineingestellt; er weiß, Gott ist's, der mich zu dem gemacht, was ich bin, und Gott verlangt, daß ich ausfülle meinen Platz und vollführe meinen Beruf in seinem Namen, auf sein Geheiß stehe ich hier und arbeite in seinem Dienste für sein Reich. Ist das kein Trieb des Geistes, ist Arbeit, treu und fleißig Jahre und Jahrzehnde hindurch in diesem Sinne gethan, nicht achtungswerth, weil sie mit den Händen geschieht?

Wenn der Tagelöhner seine Freude daran hat, daß die Erbsen und Bohnen seines Herrn, von denen er vielleicht keine zu essen bekommt, fröhlich da stehen und gut zutragen; wenn's seine Lust ist, daß auf dem Hof, wo er Jahr aus, Jahr ein arbeitet, Alles ordentlich und reinlich, nett und accurat aussieht, und am Abend der Spaten und die Hacke, die er am Tage gebraucht, blank wieder in der Scheune hängen; wenn er, weil die Sache seines Herrn ihm wie seine Sache geworden ist, arbeitet, als ob es die Seine wäre, — hast Du den Muth zu widersprechen, wenn ich aller Welt zurufe: Achtung vor dem Tagelöhner!

Oder wenn das kleine Dienstmädchen, das kaum die Schule verlassen, das Kindchen seiner Herrschaft vom Morgen bis zum Abend warten muß, aber nicht damit herumstößt, sondern allmählich mit seinem lieben Kinde und mit der guten Herrschaft innerlich so eins wird, daß es für jetzt seine Lebensfreude ist, wenn das Kind gedeiht, und wenn es Abends, so die Herrschaft heimkommt, erzählen kann, wie fröhlich und vergnügt das Kind gewesen ist und darum den Tag über sich es sauer werden, aber nichts verdrießen läßt, und im Fall das Kind krank wird, gern die Nacht daran setzt, die betrübte Mutter zu Bette schickt und verspricht, sie werde gewiß nicht einschlafen und wolle auch sogleich wecken, wenn es mit dem

Kinde schlimmer werde: die Arbeit der kleinen Dienstmagd — vor den Augen hat sie nicht viel Schein, — die Arme tragen das Kind, die Füße rühren die Wiege, die Lippen singen die Wiegenlieder; aber liegt dahinter, so gethan, nicht Geist und Liebe und Leben? So ein Mädchen, ja sie weiß nicht viel, aber **ist** sie nicht schon etwas und in ihrer Art schon etwas, das zu achten ich alle Ursache habe?

Die Achtung aber vor der Hände-Arbeit, in diesem Sinne gethan, die hat sich verloren; man sah nur auf das, was vor Augen ist, die Hände, die sich rühren; die dieser äußeren Arbeit zum Grunde liegende geistige Macht übersah man, weil der Sinn für diese Seite des Geistes, für die sittliche Kraft, die in der Liebe, in der Treue gegen das Gewissen, in der beharrlichen Ausdauer und im ernsten Lebenskampfe sich äußert, verloren war. Geist hieß den Leuten: Kenntnisse haben, Wissen, gelehrt und klug sein, in dem Kopfe arbeiten mit dem Verstande, oder gar Bücher lesen und Bücher schreiben. Intelligenz war das Losungswort. Wer nicht ein intelligenter Mensch war, der war vor den Leuten ein materieller, ein gemeiner Mensch. Man verachtete ihn, oder war man gutherziger, so bedauerte man diese ganze Klasse von Menschen, zu der Millionen gehören; man meinte, es müsse anders mit ihnen werden und legte Hand an, sie, wie man das nannte, zu bilden, sie zu intelligenten Menschen zu machen, damit sie Bücher lesen und studiren könnten; man hätte sie gern alle zu gelehrten Herren und Damen, zu Doctoren und Professoren gemacht, wenn man es nur gleich gekonnt. Man sprach es den Alten und den Jungen in Schule und Kirche vor, es müsse anders mit ihnen werden, bisher hätten sie ein gebildetes, geistiges Leben nicht geführt, wären rohe, dumme Leute gewesen, und brachte so die Meinung auch in sie, der Geist sei nur die Thätigkeit im Kopfe, in dieser Thätigkeit liege der eigentliche Werth des Menschen. Das Gewissen, die sittliche Natur ließ man als Nichts unbearbeitet liegen, oder ließ sie als eine Nebensache nur so bei anlaufen.

So dachten und machten es in ihrer Verirrung, — zum Theil in der guten Meinung, damit die Welt zu verbessern, die Leute, die nicht zu den Arbeitern gehören, aus allen Classen derselben Viele und die Meisten, Lehrer und Pastoren, Doctoren, Advocaten und Professoren, Landräthe und Geheimräthe, Fürsten und Könige; es war die allgemeine Richtung der Zeit seit 80 Jahren.

Was ist die Folge davon gewesen?

Allerlei Kenntnisse hat man verbreitet; die Leute in allen Ständen wissen jetzt vielerlei, was sie ehedem nicht gewußt, und das wollten wir uns gern gefallen lassen, ja mit Dank annehmen, obwohl auf eine Menge von Kenntnissen, wenn sie nicht wirklich verarbeitet werden können, wenn sie nicht in lebendigen Zusammenhang und in Wechselwirkung treten unter einander und mit dem ganzen Wesen, wenn sie den innern geistigen Zustand des Menschen nicht heben, erhöhen, beleben, doch wenig oder kein Werth zu legen ist; sie wirken sogar auf den Geist wie unverdaute Speise auf den Leib, die beschwert den Magen und erzeugt böse Säfte. — Ob nun aber in Folge der Behandlung, die Alt und Jung von jenem Streben aus erfahren hat, Bildung, wirkliche, die ächte Bildung, zugenommen hat, der Sinn für das Geistige, ob der so viel mehr da ist als ehedem, wirkliches Interesse, Lust und Liebe zu den geistigen Dingen?

Wäre das, hätten die Leute einen geistigen Schatz in sich, und an dem Freude und Genuß erlangt, so würde, weil sie den und in ihm etwas Besseres besitzen, abgenommen haben der Sinn für das Materielle; dieß hätte seinen Werth, seinen Reiz für sie verloren. Ob das der Fall gewesen? ob die Sucht nach Geld und Gut, nach Speise und Trank, nach Mahlzeiten und Gesellschaften, nach Putz und Staat, nach den Schenken und Wirthshäusern, nach Tanz und Flügelball, nach Tivoli- und Thalia-Theater, nach dem Ballet und den Spectakelstücken, nach Luftspringern und Seiltänzern, — ob die Sucht und Gier nach diesen Dingen zu oder abgenommen in den letzten 40–50 Jahren? ob sie sich verloren haben vor der Macht der Bildung, die man verbreitet, die schlechten Häuser, die Häuser der Fleischeslust? ob sie abgenommen die Zahl der unehelichen Kinder, ob die Ehe heiliger gehalten worden und die Jugend, — weil die Eltern gebildeter und die Kinder in den Schulen so viel gelernt und gehört haben von der Bildung, — ob die Jugend keuscher und züchtiger geworden? — Die Antwort darauf braucht nicht ausgesprochen, das Nein nicht bewiesen zu werden, denn Jedermann weiß und alle Welt klagt, in welchem furchtbaren Maaße alle diese Dinge, das gemeine, materielle, fleischliche und liederliche Leben überhand genommen hat. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — Das wäre nicht gekommen so, wenn die Bildung, auf die man ausging, ächter Art gewesen; auf einem guten Baum wachsen keine argen Früchte.

Doch davon abgesehen; durch die Richtung, in die die Leute hineingebracht, und bei dem Mangel an Achtung vor

ihrer Hände Arbeit, den sie überall schmerzlich empfinden mußten, verlor sich auch allmählich für ihr eigenes Herz der Werth dieser Arbeit, ihr Stand ward ihnen verleidet, sie lebten nicht mehr mit Lust und Liebe darin und arbeiteten am Ende, — denn arbeiten mußten sie doch noch, — nur um des Brodes, um des Geldes willen, und um alle die neuen Bedürfnisse befriedigen, alle die neuen Lüste von Mann und Frau, Sohn und Tochter stillen zu können, selbst zu genießen und hinter den Andern, die über ihnen waren, nicht zurückbleiben. Ihre Arbeit und ihr gesammtes Leben verlor inwendig die geistige Wurzel, sie arbeiteten und lebten nicht mehr beseelt von dem sittlichen Trieb des Gewissens, und so verloren sie auch die Achtung vor sich selbst; ihr Leben, ihre Thätigkeit, ihr Thun und Lassen, ihre eigne Person hatte für sie einen sittlichen Werth nicht mehr. Ehedem fühlte sich der Meister, fühlte sich der Bauer — und gottlob, hie und da ist es noch der Fall, — der Arbeiter fühlte sich, daß ich so sage, in edlem Stolz und trat auch dem Großen und Gelehrten getrost gegenüber; er ließ ihnen ihre Gelehrsamkeit und ihre Art von Bildung, wußte, fühlte und gestand, die habe ich nicht, ich brauche sie nicht, aber ich ehre sie an Euch, allen Respect davor; doch trat er getrost vor sie hin, er wußte und fühlte: — „ich verstehe mein Handwerk, ich kenne meinen Landbau, und habe um meines Geschäfts, meiner Familie, meiner Kinder, meines Hofes, der Gemeine und um meiner Obrigkeit willen, von Gott und dem Gewissen getrieben, in meinem Leben es mir sauer werden lassen; ich habe meine Pflicht gethan; — ich weiß vor Gott ist Keiner gerecht, Gott wird mir gnädig sein! ich habe mich aber gemüht meine Kräfte zu gebrauchen und habe sie gebraucht; meine Frau hat gehabt, was sie im Hausstand braucht, meinen Kindern hat es an Brod nicht gefehlt, sie haben auch das Ihrige gelernt, mein Hof ist nicht verfallen und Niemand hat eine Forderung an mich.“ — Das wußte er und fühlte seinen Werth als rechtschaffner Bauer oder Handwerksmann, wußte, daß er in seiner Art und seinem Stande eben so tüchtig sei, wie die Andern in ihrem Stande, und darum trat er getrost und kühn neben jeden Andern hin; er wollte nichts Andres seyn als ein tüchtiger Meister, ein tüchtiger Bauer, das aber wollte er sein und war er auch. Leider nun hat das aufgehört. Der Handarbeiter hat keinen Respect mehr vor seinem Stand; angelt, achelt, steuert in die andern Stände hinüber; hinauf, hinauf! wie er meint, und da das nun doch nicht geht, ist die Lebenslust, der Lebensmuth, die Lebensfreudigkeit gebrochen, er hat in sich kein Genüge, wird unzufrieden, verdrossen und am Ende

neidisch, eifersüchtig, böse auf die andern Stände, auf alle, die von der Arbeit des Geistes mit dem Kopfe leben, die Großen, die Klugen; — **Da sind wir jetzt angekommen;** der Kampf unserer Tage ist auch, ist schon und wird immer mehr werden ein Kampf derer, die mit den Händen arbeiten gegen die, deren Beruf mit den Kräften des Kopfes vollführt wird.

Das Unrecht, wahrlich es ist nicht allein auf der Seite des Arbeiters, verschuldet wenigstens haben es eben so viel auch die Andern. Sie haben ihm geraubt die köstliche Perle, die er hatte, und ihm ein Flittergold dafür gegeben, mit dem er nichts anzufangen weiß; eine hohle, nichtige Scheinbildung ihm aufgedrängt und das geistige, sittliche Leben in ihm zerstört. Jetzt darbt und dürstet ungestillt seine Seele; die Menschenseele muß etwas haben, was sie werth hält, sie will in sich haben einen Werth, den sie achten kann; der fehlt den Arbeitern nun, darum hungert sie, und sie ärgern sich über Euch, Ihr Reichen und Klugen, die Ihr ihnen voraus einen Werth habt, oder doch zu haben glaubt, Ihr sollt herunter von Eurer Höhe. „Sind sie etwas mehr, als wir?“ so heißt es in ihnen. „Mehr Geld und mehr Glück haben sie; warum? Haben wir nicht eben so viel Recht und Anspruch auf Geld und Glück? Unrecht regiert die Welt jetzt, Recht müssen wir uns schaffen.“ So heißt es in ihrer Seele. Und wenn Ihr ein sittliches Leben und einen sittlichen Werth habt in Eurer Brust, sie erkennen ihn nicht an, sie kennen ihn nicht mehr, der Sinn für das Leben in dem Andern ist verloren, weil in ihnen selbst davon nichts mehr ist. Wenn Ihr ein geistiges Leben führt und geistige Schätze habt, davor haben sie keine Achtung; bei aller Mühe, die Ihr, in Schule und Kirche sie zu verbreiten, Euch gegeben, haben sie keine wahre Achtung davor gewonnen, weil die Sache sie niemals lebendig gefaßt hat. Stolz und hochmüthig nennen sie Euch, wenn sie fühlen, daß Ihr ihnen überlegen seid. „Herunter mit den Großen, Stolzen!“ heißt es. Noch verlangt ein Theil von ihnen nach Schulen, so gelehrt für die Geringen als für die Großen, damit ihre Kinder eben so viel lernen wie die der Hohen; das wird nicht lange dauern, denn daran ist ihnen im Grunde nichts gelegen, aber Eure Häuser, Eure Höfe, Euer Gut und Euer Geld danach gelüstet sie.

Und sie sind eine Macht; gerade derer, die nichts zu verlieren, darum nur zu gewinnen haben, ist eine große Masse. Da das Gewissen seine Macht verloren, das sittliche Leben erloschen, das Wohlleben und der unrechtliche Sinn überhand

genommen, und die Sucht zu scheinen so mächtig geworden, geht ein großer Theil von denen, die sich jährlich setzen und ein eigenes Geschäft beginnen, bald wieder unter; verarmt sinkt er zum Pöbel herab. Die „Proletarier" sind eine Macht, und werden es jährlich mehr; — sie wollen hinauf, — wer was hat soll herunter; sie haben fühlen lernen, was sie vermögen, und die Führer wissen sie zu gebrauchen. In Paris haben die Kleinen mit den Großen schon drei Tage einen blutigen Kampf gekämpft; diesmal haben die Großen noch gesiegt, es ist gewiß nicht der letzte Kampf gewesen; ob auch in den Kämpfen, die noch bevorstehen, die Großen den Sieg behaupten werden?

Sei es gewagt das Wort: ich frage, im Blick auf die Zukunft, nichts danach, wenn es der Kopf nur ist, der da siegt über die Hand, das Gewissen aber dort wie hier keine Macht mehr hat. Der Kopf ohne das Gewissen hat keinen höheren Werth als die Faust, er hält sich auch, wenn er vom Gewissen nicht getragen wird, nicht lange oben; der gewissenlose Geist, — und flöge er noch so hoch, — er sinkt doch wieder herunter und endet im Fleisch. Das Einzige, was uns helfen kann vor dem Zerfallen in allgemeine Barbarei ist das Erwachen des Gewissens, der sittlichen Macht im Menschen. Wie die zu wecken ist? Schon einmal stand es in der Welt ähnlich, wie es jetzt steht; damals als Juden und Heiden gewissenlos zu Fleisch geworden, kam Christus und weckte die Gewissen durch sein Wort, seinen Geist, seine Liebe; von kleinem Anfang, allmählich aber zu großer Herrlichkeit erwachte ein neues Leben. Oft seitdem hat es wieder zu sinken und zu erlöschen gedroht durch die Schuld der Menschen; aber Gott ist barmherzig gewesen bisher, durch Männer, die von Christi Wort und Geist erfüllt, hat er unter den Christen das Leben wieder erweckt. Nirgend auf der Erde ist, seitdem uns Christus erschien, irgend ein Volk, das mit ihm nicht bekannt, zu geistigem und sittlichem Leben erwacht aus eignem Vermögen; alle Völker, die ohne Christus dahin lebten, sind liegen geblieben, wo sie vor 1000 oder 1800 Jahren lagen. Nur da, wo Christus in seinem Wort und Werk lebte, hat ein göttliches Leben unter den Völkern geblüht; stießen wir **Ihn** von uns, kehrten wir zu **Ihm** nicht wieder zurück, so würden wir enden in Barbarei, und in einer schlimmeren als die war, von der wir ausgegangen sind.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Perthes, Fr. Matth.,

Die alte und die neue Lehre über Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Ehe und Arbeit für Stadt und Land faßlich dargestellt

Hamburg 1849

Pol.g. 744 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10770238-6